

22.
3876

Pf. L. Speyer

Török: Storms Immensee

22. 3876

Török

IMMENSEE.



VON
THEODOR STORM.

ZWEIUNDDREISSIGSTE AUFLAGE.

BERLIN.
VERLAG von GEBRÜDER PAETEL.
1889.

KRITISCH BELEUCHTET
von
PROFESSOR ÁRPÁD VON TÖRÖK.

„I will speak as liberal as the air.“

Shakespeare.

„Confirmer ou réfuter des critiques,
c'est la besogne du temps.“

Victor Hugo.

(„Oeuvres complètes. Tome X. Livrai-
son VI. Francfort. 1858.“ Seite 519.)

„Amigo Pedro, amigo Juan, pero mas
amiga la **verdad**.“ („Altepanische
Sprichwörter und sprichwörtliche
Redensarten aus den Zeiten vor
Cervantes. Von Dr. Joseph Haller.
I. Theil. Regensburg, Manz'sche
Hofbuchhandlung 1883.“ Seite 625.)

BUDAPEST.

DRUCK von MARTIN BAGÓ & SOHN.

1891.

Preis 60 Kr. ö. W.

Preis 1 Mark.

Von demselben Verfasser sind erschienen :

I. „*Pandora*.“ (Pressburg, 1872.) Die „*Pressburger Zeitung*“ machte dies Werkchen folgenderweise bekannt: „Unter dem Titel: „*Pandora. A Nagyidai Cigányok. Irta Arany János. Megbirálta Thewrewk Árpád*“ — erschien soeben in der Wigand'schen Buchdruckerei ein geschmackvoll ausgestattetes Werkchen, welches sich zur Hauptaufgabe macht, das in dem Titel genannte Epos (zu deutsch „*Die Zigeuner von Nagyida*“) ausführlich zu besprechen und dessen Mängel mit der Leuchte der Kritik auch dem minder geübten Auge zu zeigen. Sowohl was die Darstellungsweise der dem Gedichte zu Grunde liegenden Idee betrifft, als auch in Hinsicht der Composition ist der Kritiker mit dem Dichter nicht einverstanden; — besonders aber sind es die gar zu häufig an das Niedrige, an das Triviale streifenden Stellen, welche einzeln angeführt werden zum schlagenden Beweise, wie sehr der Geschmack gesunken sei, seitdem Madame Kritika, — ihres hohen Berufes uneingedenk, — von ihrer Freikarte zu der ungarischen Dichterhalle *aus Rücksichten* keinen Gebrauch zu machen wagt, und anstatt auf den Höhen des Parnasses als stete Begleiterin der Musensöhne zu weilen, unten am Fusse des genannten Berges um die Gunst heranstürmender Dichterlinge buhlt.“ („*Pressb. Zeitung*.“ 1872)

II. „*Ein neuer Lehrplan! (Eine Curiosität!) 1874.*“ Die Kritik fängt folgendermassen an: „Ein neuer Lehrplan! Wieder ein Lehrplan!“ — so hiess es vor kurzem in ganz Budapest, und Alles eilte, sich der von Dr. Kleinmann und Dr. Heinrich redigirten Monatschrift zu bemächtigen, um nach so vielen misslungenen Lehrplanversuchen endlich einmal aus voller Kehle ausrufen zu können: „*Hoc signo vincemus!*“ — Aber, leider! des Dichters wohlbekannte Worte — „*Der Wahn ist kurz, die Reu' ist lang*“ — mussten auch diesmal ihre Anwendung finden.“

III. „*Sinngedichte*.“ (Budapest, 1877.) „*Das neue Blatt*“ (Leipzig, 1877. Nr. 6.) fällt folgendes Urtheil: „*Nicht ohne Gedankentiefe. Durch alle Sinngedichte weht ein freisinniger Hauch.*“

IV. XXXV Handschriften. Geschenk des Sultan Abdul Hamid II. Nach Csontos mit erläuternden Zusätzen, Berichtigungen und sonstigen sachlichen Bemerkungen von Prof. Árpád von Török. Dem Präsidenten des Berliner Ungar-Vereins, dem geistreichen Schriftsteller und gefeierten Redner, Herrn Dr. phil. Prof. Naschér freundschaftlich gewidmet. Budapest. 1878.

V. „*Frau Agnes*. Ballade von Johann Arany. Abhandlung, dem gelehrten Bibelübersetzer Herrn Prof. Samuel Kámory freundschaftlich gewidmet, von Prof. Árpád von Török. Aus dem Ungarischen von Karl Göndör. Budapest. 1883.“

Die am 8. März 1884. erschienene Nummer der „*Badischen Schulzeitung*“ äussert sich darüber, wie folgt:

„Nach dieser Schrift ist der ungarische Volksdichter Arany in die Hände eines jener Ästhetiker gerathen, welche aus der angeborenen Redseligkeit oder aus der Dickleibigkeit der benutzten Folianten die Scharfsinnigkeit des Urtheils sowohl, als die Empfänglichkeit der Phantasie ableiten. Bei uns würde sich ein solcher Kampf kurz abmachen lassen. Dr. August Greguss, der durch seine Behauptung, Frau.

IMMENSEE.

VON
THEODOR STORM.

ZWEIUNDDREISSIGSTE AUFLAGE.

BERLIN.
VERLAG VON GEBRÜDER PAETEL.
1889.

KRITISCH BELEUCHTET
von
PROFESSOR ÁRPÁD VON JÖRÖK.

»Auf dem Gebiete des Denkens wie der
schönen Literatur fehlt es an epoche-
machenden Individualitäten.«

(„Rembrandt als Erzieher. Ideen eines
niederdeutschen Idealisten.“)

»Non tutto quello, che luce, è oro.«

»Nicht immer die besten Früchte sind's,
An denen die Wespen nagen.«

BUDAPEST.
DRUCK VON MARTIN BAGÓ & SOHN.
1891.

14 22/ 3 876

IMMENSE

THEODORE STOR

VERLAG

BERLIN

VERLAG

THEODORE STOR

VERLAG

Nachruf.

An

Dr. Wilhelm Gärtner,

den Dichter und Kritiker,

meinen einstigen Lehrer.

Du entschleiertest mir die Gesetze der Künste, des Schönen:

Lass dies Kränzchen dafür winden mich Dir um das Haupt.

Verlag

in

Dr. Wilhelm Dörner,

den Dichter und Kritiker,

neuen deutschen Leben.

Die Geschichte der deutschen Literatur ist die Geschichte der deutschen Sprache.
Die Geschichte der deutschen Sprache ist die Geschichte der deutschen Literatur.



Es ist zweifelsohne ein missliches Unterfangen, wenn man ein literarisches Erzeugniss, das *zweiunddreissig* Auflagen erlebt hat, zum Gegenstande einer kritischen Naseweisheit macht. — Nachdem bereits Tausende das betreffende Product gelesen und genossen und daran nichts auszustellen gehabt haben, taucht plötzlich so ein gottverhasster Nergler auf, macht sich als Kritiker unleidlich breit, wirft sich in die von Eigendünkel geschwellte Brust und vermisst sich, dem verehrlichen, hinsichtlich seiner ästhetischen Ansichten bibelfesten Publicum weis zu machen, dass die in Rede stehende literarische Erscheinung mit lebensgefährlichen Gebrechten behaftet sei. — So ein Kritiker ist wahrlich ein ekler Mensch! Ein Scheusal ist er, mit dem verglichen ein *Thersites* einen *Adonis* abgeben könnte! — Es ist unbegreiflich, wie Jemand ein derartiges unsäuberliches Handwerk betreiben, wie sich Jemand in der widerlichen Rolle eines hämischen Kritikers gefallen kann! — So ein Schroll verleidet nicht nur dem löblichen Lesepublicum den Vollgenuss, sondern bereitet auch dem betreffenden Autor Bitternisse. — Eine zwiefache Unthat! — — Bildhauer, Tonkünstler und Maler haben sich freilich, leider! in das Unvermeidliche einer kritischen Controle zu fügen; musste ja (nach Plinius) sogar ein *Apelles* es ruhig hinnehmen, als ihm ein in seinen freien Stunden Kunstkritik übender Schusterbursche etwas am Zeuge zu flicken wagte; — aber angesichts eines Schriftstellers, möge er in Versen oder in Prosa schreiben, hat die geifrige Lästertzunge des verruchten Kritikergeschmeisses zu verstummen. — Ein Kritiker, der auch Dichterlingen Weihrauch zu streuen bereit ist, sollte allerdings reichlich belohnt, derjenige aber, welcher einem Dichter, und wäre derselbe auch nur ein Wasserpoët, in seiner Kritik unsanft begegnet, sollte ohne Umstände gelyncht werden oder mindestens tausend und einen Streich auf die Fusssohlen erhalten, gleich jenem Spassmacher, von dem bei *Scherr* das Folgende zu lesen ist: „*Alle morgenländische*

Historik erinnert daher mehr oder weniger an die Geschichte von jenem tatarischen Chan und seinem Spassmacher. Der Chan hatte sein Leben und seine Thaten durch seinen Hofhistoriographen beschreiben lassen und gab diesem Werke den Titel „Tausend und eine Wahrheit,“ worauf ihm sein Spassmacher als richtigeren Titel „Tausend und ein Märchen“ vorschlug, was ihm freilich tausend und einen Streich auf die Fusssohlen eintrug, eine echt-orientalische Antikritik einer unliebsamen Kritik.“

Doch genug von den Kritikern! Genug von diesen Galgenvögeln! Genug von den Kettenhunden, die mit ihrem frevelhaften Gebelfer die Musensöhne belästigen!

Und nun zur Sache!

I. Der Alte.

In einem Lehnstuhl sass mit gefalteten Händen ein alter Mann. Es war *Reinhardt Werner*, dessen **dunkle** Augen, „*in welche sich die ganze verlorene Jugend gerettet zu haben schien,*“ von seinen *schneeweissen* Haaren **eigenthümlich abstachen**. Die Sonne war schon zur Rüste gegangen und da *Reinhardt*, zu Hause angekommen, der alten *Brigitte*, seiner Haushälterin, zu wissen that, dass er noch kein Licht wünsche („*Noch kein Licht! — sagte er mit einem etwas südlichen Accent*“), so wurde es im Zimmer, dessen Wände theils mit Bücherschränken, theils mit Bildern bedeckt waren, nach und nach dunkler. Es drang ein herbstlicher Mondstrahl durch die Fensterscheiben und wanderte langsam von einem Wandgemälde zum andern, bis er sacht über ein kleines Bild hinwegzog. Da liess *Reinhardt*, der mit seinen Augen dem Mondlichte unwillkürlich gefolgt war, leise den Namen „**Elisabeth**“ ertönen; „*und wie er das Wort gesprochen, war die Zeit verwandelt: er war in seiner Jugend.*“

Bevor wir auf den zweiten Abschnitt übergehen, gedulden wir uns hier ein Weilchen! —

Die Augen des Alten hat sich der Leser als solche zu vergegenwärtigen, „*in welche sich die ganze verlorene Jugend gerettet zu haben schien.*“ — Ich meinerseits halte es für eine bare Unmöglichkeit, in den Augen eines Alten das Rettungsboot einer ganzen verlorenen Jugend zu entdecken. In bin erbötig, jede Wette einzugehen, dass nicht einmal unsere sogenannten Gedankenleser (*Cumberland, Bastian, u. a. m.*) sich auf dieses Künstchen verstehen. Diese viel zu viel ¹⁾ sagende Phrase erinnert uns an eine ähnliche in *Gottschall's „Poetik“*, wo (s. auf der 145. Seite des ersten Bandes) Folgendes zu lesen ist: „*Heine sagt:*

¹⁾ „Ein zu viel, und was den Schein des Sinnreichen hat, bekommt die Wirklichkeit des Sinnlosen.“

Und das ist ein Drehen und Winden
Vor den buntbemalten Puppen,
Und das blöckt und dampft und klingelt;
Und die **dummen** Kerzen funkeln.

In dies Beiwort flüchtet sich die Kritik des Dichters über die ganze Handlung. — Storm bedient sich, wie man sieht, desselben bildlichen Ausdruckes, mit dem Unterschiede, dass, vermuthlich zu Folge einer Reminiscens aus Schiller's „Glocke“ („Alles rennet, **rettet**, **flüchtet**“), das Zeitwort („**flüchten**“) mit einem andern („**retten**“) vertauscht wird. — „*Duo quum faciunt idem, non est idem,*“ sagt Terentius. Durch dieses lateinische Citat soll hier angedeutet werden, dass derselbe bildliche Ausdruck bei dem Einen (wie hier bei Gottschall) sinnreich, bei dem Andern (wie hier bei Storm) gerade das Gegentheil davon sein kann. — — Setzen wir übrigens den Fall, dass es möglich sei, in den Augen eines Greises *eine ganze verlorene Jugend* wieder aufzufinden, und wollen wir hiemit untersuchen, wie man sich wohl desfalls jene Wunderaugen vorzustellen habe. — Die Augen des Alten müssen, — falls angenommen werden soll, dass sich in dieselben eine ganze verlorene *Jugend* gerettet habe, — natürlicherweise etwas *Jugendliches* zur Schau tragen, sie müssen gewisse, der *Jugend* zukommende Eigenschaften bewahrt haben, sie müssen also *lebhaft, glänzend, frohgemuth, freudehell, lichtvoll und feurig* sein, wie eben die Augen der goldenen *Jugend* sind. — Was lässt nun die Augen des Alten im *jugendlichen* Glanze erscheinen? — Leider nichts, gar nichts! — Die Augen des Alten haben im Ganzen nur zwei Epitheta, nämlich „**dunkel**“ und „**ernst**“, welche eher an alles Andere, als an *Jugend* gemahnen. — („*Mit seinen dunkeln Augen*“; — *obgleich mancher unwillkürlich in diese ernstesten Augen zu sehen gezwungen wurde.*“ ¹⁾ S. auf der 5. Seite.)

Wie wenig die Beiwörter „**dunkel**“ und „**ernst**“ geeignet sind die *Jugend* zu versinnlichen, das mögen folgende Anführungen erhärten: „*Im Alter werden die Augen dunkel und trübe.*“ (Eberhardt.) „**Dunkel** = geistig niedergedrückt, traurig.“ (Grimm.) „*Ein dunkler Blick ist ein unfreundlicher, mürrischer, Furcht erregender.*“ (Weigand.) „*Denn die Augen Israel waren dunkel worden für (vor) Alter.*“ (I. Moses 48, 10.) „*Und es begab sich, da Isaac alt war worden, dass seine Augen dunkel worden zu sehen.*“ (I. Moses 27, 1.) „**Ernst** im Gegensatze zu

¹⁾ *Unwillkürlich zu sehen gezwungen wurde*“ schreibt der Autor anstatt „*unwillkürlich sehen musste.*“ — „*Gezwungen wurde*“ ist kaum zu billigen. Als ob hier von einer *gewaltsamen* Nöthigung die Rede sein könnte! — Es handelt sich offenbar bloss um ein „*Nicht-anders-sein-können.*“ — Mancher musste unwillkürlich in diese ernstesten Augen sehen, d. h. Mancher konnte nicht umhin, in diese ernstesten Augen zu sehen.

Scherz, Lustigkeit, von Personen: gesetztes, gravitatisches, würdevolles, Nachdenken zeigendes, — auch: **dem Lachen abgeneigtes, finsternes Wesen.**“ (Sanders.) „Flechte sich Kränze, wem die Locken noch **jugendlich** grünen; aber dem männlichen Alter ziemt's einem **ernsteren** Gott zu dienen.“ (In Schiller's „Braut von Messina.“) „**Ernst** bezeichnet immer den Gegensatz von Scherz und Spass.“ (Grimm.)

Wie es aus diesen Citaten ersichtlich ist, sind die Beiwörter, mit welchen der Autor die Augen des Altens schildert, ziemlich schlecht gewählt, was Tadel verdient, da der richtige Gebrauch der Wörter im Allgemeinen und der Beiwörter insbesondere in der schriftlichen Darstellung von eben so grosser Wichtigkeit ist, wie z. B. in der Malerei die richtige Anwendung der Farben. — *Hans Jacob Christoffel von Grimmelshausen* hat fürwahr nicht unrecht, wenn er in seiner die Sprachmengerei behandelnden Schrift, welche unter dem Titel „*Der deutsche Michel*“ im Jahre 1673 erschien, im 12. Capitel sich also äussert:

„Wer jedes Wort wendt **richtig** an
Und braucht es als ein deutscher Mann,
Der hat die rechte Zierlichkeit.“

Gottschall macht in seiner „*Poetik*“ folgende zutreffende Bemerkung: „Noch wichtiger für die dichterische Diction als die Wahl des Hauptwortes ist die des **Beiwortes**, in welchem sich der eigentliche Zauber der Phantasie und Empfindung und die spezifische Kraft jedes einzelnen Talentcs ausspricht. An den **Beiwörtern** kann man *Homer* und *Pindar*, *Aeschylus* und *Sophokles*, *Virgil* und *Horaz*, *Schiller* und *Goethe*, *Heine* und *Lenau* unterscheiden. Schon der alte *Stesichorus* ist wegen des geschickten Gebrauchs der **Beiwörter** für den anmuthigsten Poeten gehalten worden.“ ¹⁾

Ja gewiss, der richtige Gebrauch der Beiwörter ist eine Kunst, die eben nur ein echtes Talent musterhaft auszuüben vermag. Als solches bewährt sich z. B. *Lenau*, indem dieser vornehme Dichter von denselben **Beiwörtern** („**dunkel**“ und „**ernst**“) in der „*Bitte*“ folgenden bedeutungsvollen, prächtigen Gebrauch macht:

„Weil' auf mir, du **dunkles** Auge,
Übe deine ganze Macht,
Ernste, milde, träumerische,
Unergründlich süsse Nacht!“

¹⁾ Wer unter Anderm auch vom *Epitheton* eine vielseitige, gründliche Kenntniss erlangen will, dem kann ich das folgende gediegene Werk bestens anempfehlen: „*Die Sprache als Kunst* von *Gustav Gerber*. *Bromberg*. *Mittler'sche Buchhandlung*. Erster Band. 1871. Zweiter Band. 1873.“

Noch eine Bemerkung! Der Autor sagt, dass die dunkeln Augen des Alten von seinen schneeweissen Haaren „**eigenthümlich abstachen.**“

Diese Behauptung ist offenbar eine grundlose, willkürliche, denn gerade „**graue**“ Augen („*Mit seinen **ernsten grauen** Augen sah er gespannt in die Ferne,*“ heisst es auf der 44. Seite) passen gut zu **weissen** Haaren und stechen von **schneeweissen** Haaren am allerwenigsten ab. — **Schneeweiss**, wie seine *Haare*, konnten freilich seine Augen nicht sein.

Schliesslich noch etwas! Auf der 6. Seite heisst es: „*Der Alte ging nun über die weite Hausdiele, durch einen **Pesel**, wo grosse eichene Schränke mit Porzellanvasen an den Wänden standen.*“ — Da das Wort „**Pesel**“ in keinem deutschen Handwörterbuch zu finden ist, so hätte es dem — dieses landschaftlichen Wortes unkundigen — Lesepublicum zu Lieb in einer Anmerkung etwa so erklärt werden sollen: „**Pesel** bedeutet in Holstein einen grossen — gewöhnlich die ganze Breite des Hinterhauses einnehmenden — Saal ohne Ofen. Unter **Pesel** ist also ein grosser Sommersaal zu verstehn.“

II. Die Kinder.

Elisabeth, die, leider Gottes! schon in die Schule gehen muss, obgleich sie erst *fünf* Jahre zählt,¹⁾ theilt jubelnd ihrem Spielgefährten, dem zehnjährigen *Reinhardt*, die frohe Botschaft mit, dass sie zwei Tage lang keine Schule haben. „*Die unverhofften Ferien kamen ihnen herrlich zu Statten.*“ — *Reinhardt* baut mit *Elisabeth's* Hilfe ein Haus aus Rasenstücken und stellt eine von ihm selbst verfertigte Bank hinein, auf welche er sich neben *Elisabeth* setzt. Hierauf erzählt er ihr unter Anderm die Geschichte von dem armen Mann (*Daniel*), der in die Löwengrube geworfen war. „*Nun war es Nacht, — — weisst Du? ganz finstere, und die Löwen schliefen. Mitunter aber gähnten sie im Schlaf und reckten die rothen Zungen aus; dann schauderte der Mann und meinte, dass der Morgen komme. Da warf es um ihn her auf einmal einen hellen Schein, und als er auf sah, stand ein Engel vor ihm. Der winkte ihm mit der Hand und ging dann gerade in die Felsen hinein.*“ — *Elisabeth* hatte aufmerksam

¹⁾ Der Verfasser deutet *Elisabeth's* Alter folgendermassen an: „*Sie hiess Elisabeth und mochte fünf Jahre zählen.*“ — Da der Autor selbst *Elisabeth's* Alter nicht bestimmt zu wissen vorgibt, so wird man gut thun, sie für älter zu halten; — oder muss es Einen nicht befremden, wenn man auf der 43. Seite erfährt, dass *Elisabeth* dem um ihre Hand werbenden *Erich*, diesem (nach Aussage der Mutter) *gar lieben, verständigen, jungen Manne*, ihr Jawort gab und bald darauf mit ihm Hochzeit feierte („*die Hochzeit soll bald sein*“ heisst es auf derselben Seite), bevor sie ihr fünfzehntes Lebensjahr erreicht hatte?!

zugehört. — Ein Engel? sagte sie: Hatte er denn Flügel? — Es ist nur so eine Geschichte, antwortete Reinhardt, es gibt ja gar keine Engel. — O pfui, Reinhardt! sagte sie und sah ihm starr ins Gesicht. Als er sie aber finster anblickte, fragte sie ihn zweifelnd: Warum sagen sie es denn immer? Mutter und Tante und auch in der Schule? — Das weiss ich nicht, antwortete er.“

In diesem, wie Jeder merkt, nicht sehr erbaulichen Zwiegespräch spielt Reinhardt, diese erst zehnjährige Feuchtnase,¹⁾ bereits den Aufklärungsapostel! — Dies gibt zu denken. Wenn heutzutage Knaben von zehn Jahren sich gegen das Ansinnen sträuben, dass sie jene wunderlichen Geschichten, die ihnen in der Schule erzählt werden, glauben sollen; wenn schon zehnjährige Knaben Jene „finster“ anblicken, die ihnen zumuthen wollen, sie sollen ihren Verstand beurlauben und Dinge glauben, welche ihnen unwahr, ungereimt vorkommen; wenn sogar fünfjährige Mädchen bereits zu zweifeln beginnen: — da hiesse es den Zeitgeist verkennen, wenn man behauptete, dass in den Schulen in Betreff des Religionsunterrichtes Alles in der besten Ordnung sei. Ein Religionsunterricht, welcher in der Schule bei zehnjährigen Knaben derartige Erfolge erzielt, bedarf immerhin einer gründlichen Reform. — Man muss dem Zeitgeiste Rechnung tragen. — Der Religionsunterricht kann in der Schule an Ansehen und Würde nur gewinnen, wenn er heutigen Tages sich möglichst auf das beschränkt, was der Vernunft nicht zuwiderläuft. „*Chi ubbidisce alla ragione, ubbidisce a Dio.*“ Wer der Vernunft gehorcht, gehorcht Gott. Ein vernünftiger Religionsunterricht ist demnach ein gottgefälliges Werk. Wer sich der Vernunft begibt, versündigt sich an seinem Schöpfer, von dem er sie — als das höchste Gut — desshalb erhalten hat, um sich derselben zu seinem eigenen Wohle und zum Wohle seines Nächsten und zur Verherrlichung des Allvaters zu bedienen.

Alle übrigen Unterrichtsgegenstände trachten unablässig, den höhern Anforderungen der fortschrittlichen Geistesrichtung thunlichst zu entsprechen; es ist hohe Zeit, dass endlich auch der Religionsunterricht den Umständen Rechnung trage, Raison annehme, vernünftiger werde, wenn er nicht selbst (in der Schule gewiss unerwünschte) Veranlassungen zum Zweifel geben, wenn er nicht selbst dem Unglauben schon frühzeitig Vorschub leisten, wenn er nicht selber auf die Charakterbildung der Jugend verderblich einwirken und aus der Schule eine Pflegestätte des Scheinwesens, der Heuchelei, der Verstellungskunst²⁾ machen will.

¹⁾ Ein neues, von mir gebildetes Wort, um das gemeine Wort „Rotznase“ zu vermeiden. (Vergl. Kahlkopf, Schiefbein, Krummschnabel, u. s. w.)

²⁾ Wir Ungarn haben dafür ein sehr bezeichnendes, recht anschauliches Wort: „képmutatás.“ (Vergl. „composito vultu“ bei Tacitus.)

Die höchste Aufgabe eines jeden Religionsunterrichtes ohne Unterschied des Glaubensbekenntnisses kann heutzutage nur die sein, dahin zu wirken, dass das eben so schwere wie hehre Gebot „*Liebe deinen Nächsten, wie dich selbst!*“ nicht, wie bislang, zu meist eine blossе Phrase sei und bleibe, ¹⁾ sondern allerwärts Eingang finde, aller Orten beherzigt und möglichst erfüllt werde.

Was zur Erreichung dieses erhabenen Zieles wenig oder gar nichts beiträgt, ist nebensächlich und mithin in der Schule auch leicht entbehrlich. ²⁾

Vor Allem thut es noth, aus der Bibel eine reiflich erwogene

¹⁾ Dass das Gebot der Nächstenliebe auch heutigen Tages noch immer gar so sehr gemissachtet wird und die Verfolgungssucht Andersgläubiger auch unserm auf seine Aufklärung so stolzen Jahrhundert ein Schandmal auf die Stirn drückt, daran ist in erster Reihe eben der *bisherige Religionsunterricht* Schuld! Nie und nirgends lernt man schon im zarten Jugendalter seinen *andergläubigen* Nächsten so gründlich zu verachten, zu verabscheuen, zu hassen, wie in der Schule während des Religionsunterrichtes, der sich noch immer dazu berufen wähnt, die Bekenner einer *andern* Religion zu verunglimpfen! Als ob es ein Gott wohlgefallendes Werk sein könnte, *Andersgläubige* lieblos zu behandeln, sie zu schmähen, zu verhöhnen, zu verlästern, sie zu ächten, zu richten, zu verdammen, zu verurtheilen, sie zu verketzern, zu verfluchen! — Es ist erstaunenswerth, was diesbezüglich mancher Religionslehrer — von einem wüthenden Glaubenseifer fortgerissen — zu leisten vermag! — Wie kann dort, wo Nächstenhass gesäet wird, Nächstenliebe geerntet werden?! — Die Juden kommen dabei natürlich immer am schlimmsten weg, „*da sie den Heiland gekreuzigt haben!*“ — — Weil vor beinahe *zweitausend* Jahren ein Theil der Juden vom römischen Procurator, *Pontius Pilatus*, die Kreuzigung Christi gefordert hat, so glaubt man sich einer *heiligen* (!) Pflicht zu entledigen, wenn man nach Verlauf von fast *zwei Jahrtausenden* im empfänglichen Gemüth des Schulkindes eine Abneigung gegen die *heutigen* Juden erregt und nährt — Welche Thorheit! — Was würde man wohl von demjenigen Geschichtslehrer sagen, der das genialste Volk der Welt, die *Athener*, in der Schule dem Hasse und der allgemeinen Verachtung preisgäbe, weil gewisse Athener zu einer gewissen Zeit ihren grössten Weisen, *Sokrates*, zum Tode verurtheilt haben? — — Cardinal *Gibbon*, der oberste katholische Kirchenfürst in Amerika, handelt weise, indem er hinsichtlich des Religionsunterrichtes kund gibt, dass in Bezug auf die Kreuzigung nichts gelehrt werden solle, was im Stande wäre, ein Vorurtheil gegen die Juden *unserer* Zeit zu erwecken, denn *diese* seien in *keiner* Weise für Handlungen verantwortlich, die vor so vielen Jahrhunderten sich zugetragen haben. Sollte irgendwo ein solches Vorurtheil zum Ausbruch kommen, so würde er dies in unserm Zeitalter der *Aufklärung* schmerzlich bedauern. — — Dächten die Herren Religionslehrer so, wie dieser eben so *aufgeklärte*, wie *humane* Cardinal, dann würde sich endlich auch der Religionsunterricht allenthalben *vernünftiger* und *humaner* gestalten! — — Dass auch in andern Welttheilen von den Religionslehrern (Missionären) gegen das Gebot der Nächstenliebe gesündigt wird, diesbezüglich verweise ich den Leser auf das folgende Werk: „*Reise der oesterreichischen Fregatte Novara um die Erde. Wien. 1866. Zweiter Band.*“ Siehe auf der 93—94. Seite.

²⁾ „*Celui, dit l'Evangile, qui aime son prochain comme soi-même accomplit la Loi. Quand il negligerait tout le reste, cela suffit.*“ („*L'apôtre.*“ In der am 22. Mai 1890. erschienenen Nummer des französischen „*Figaro.*“) Ohne echte, werththätige Nächstenliebe ist alles Übrige werthlos, eitel, hohl und leer! —

und gewissenhaft gesichtete Auswahl zu treffen, denn nicht Alles, was *biblisch* ist, ist für die Schule geeignet. „Denn heutzutage weiss Jedermann, (sagt Scherr), dass es ein grober Irrthum, zu meinen, die Dichtung der Hebräer sei durchaus nur eine religiöse und als solche zu nehmen oder wenigstens zu deuten. Im Gegentheil, dann und wann ist sie sehr weltlicher Art. Findet sich doch sogar unter den Psalmen ein ganz profanes Hochzeitlied und unter den Orakeln eines Propheten ein recht gemeiner Gassenhauer.“¹⁾ — —

Ausser allen jenen biblischen Erzählungen, welche (nach Scherr) von *zotigen, rohen, ja kannibalischen* Zügen wimmeln, sollte noch so Manches der Schuljugend vorenthalten werden und den theologischen Lehranstalten vorbehalten bleiben, wo dann auch Vieles durch sinnige Erklärungen beifallswürdig gemacht werden könnte. — Auch sollte der Religionsunterricht dessen stets eingedenk sein, dass Manches in der Bibel nur dann geniesslich ist, wenn es *poetisch* aufgefasst wird, während es *prosaisch* gedeutet und als *historische* Thatsache hingestellt, nicht selten ans Unglaubliche, ans Absurde streift. Was *poetisch* ist, will *poetisch* behandelt werden. So kann z. B. die Geschichte von Jonas und dem Wallfisch (oder Haifisch?), deren Glaubwürdigkeit („Jonas war im Leibe des Fisches drei Tage und drei Nächte“) schon „Anno Toback“ angezweifelt wurde,²⁾ und die von der lieben Schuljugend in Begleitung eines sehr bedenklichen Kopfschüttelns belächelt zu werden pflegt,³⁾ nach Pr. Dr. S. Naschér

¹⁾ „Zu der Zeit wird Tyrus vergessen werden siebenzig Jahre, so lange ein König leben mag. Aber nach siebenzig Jahren wird man von Tyrus ein **Hurenlied** (!!!) singen:

Nimm die Harfe, gehe in der Stadt um,
Du vergessene **Hure**; mache es gut
Auf dem Saitenspiel und singe getrost,
Auf dass deiner wieder gedacht werde.

Denn nach siebenzig Jahren wird der Herr
Tyrus heimsuchen, dass sie wieder komme
Zu ihrem **Hurenlohn** und **Hurerei** treibe
Mit allen Königreichen auf Erden.

Aber ihr Kaufhandel und **Hurenlohn**
Werden dem Herrn **heilig** sein.“ (!!!)

II. S. W.

(Jes. 23.)

²⁾ Siehe: „Eine Unterredung des Grafen Gabriel von Oxenstirn mit dem Rabbiner Isac Vita Cantarini aus Padua. 1693. Aus dem Französischen mit Textbeilagen. Mit Vorwort, Einleitung und Anmerkungen. S. Modlinger. Wien. 1889.“ Besprochen von Pr. Dr. S. Naschér in Dr. Rahmer's „Jüd. Literaturblatt.“ (Magdeburg. 1890.)

³⁾ Wie peinlich muss es manchem — für Licht und Wahrheit begeisterten — Lehrer zu Muthe sein, wenn er in der Schule dergleichen Wundermären im Ernste als *unanfechtbare, historische* Begebenheiten besprechen muss! Wie schwer wird es ihm in solchen Fällen, sich so zu fassen, dass er

poetisch und legendarisch so aufgefasst werden, dass das Ganze in dem Gedanken wurzelt und gipfelt, „dass, wer der göttlichen Bestimmung aus Muthlosigkeit, Schwäche oder Berechnung sich entziehen zu können vermeint, erst recht in das unheimliche Wellengrab des Schicksals versinkt, aus welchem nur ein Gott den Betreffenden retten kann.“ — Auch z. B. hinsichtlich des Herabsteigens der Vorsehung und des Hinaufsteigens von Moses und Elias ist die Bibel nicht wörtlich zu nehmen, sondern figürlich, bildlich zu deuten. „Nicht ist das Herabsteigen der Vorsehung (sagt Prof. Dr. S. Naschér) und das Hinaufsteigen von Moses und Elias räumlich aufzufassen; da der Himmel Gottes Himmel und die Erde der Menschen Erde ist. Wohl aber offenbart sich das Himmlische in der irdischen Brust, wie denn auch die Gottesmänner Moses und Elias über die irdischen Schranken sich erhoben hatten ins himmlische Reich der göttlichen Gedanken.“ — Nach dieser herrlichen Erklärung kann also Jeder — so wie z. B. Moses und Elias — auf den Fittigen göttlicher Gedanken sich in den Himmel erheben. Jedem — göttlicher Gedanken fähigen — Menschen steht der Himmel offen! Welch' eine erhabene, beseelende Deutung! Welch' ein Trost in Widerwärtigkeiten! — — — Nur noch ein Beispiel! — Als die Israeliten in der Wüste wegen gänzlichen Wassermangels Durst leiden mussten, da begannen sie mit Moses zu hadern und ihn mit Vorwürfen zu überhäufen.¹⁾ „Da nahm Moses den Stab und Mose und Aron versammelten die Gemeine vor den Fels, und sprach zu ihnen: Höret ihr Ungehorsamen, werden wir euch auch Wasser bringen aus diesem Fels? — Und Mose hob seine Hand auf und schlug den Felsen mit dem Stabe zweimal. Da ging viel Wasser heraus, dass die Gemeine trank und ihr Vieh.“ So die Bibel. — Der grosse römische Geschichtschreiber, Tacitus, erzählt diese Begebenheit auf eine höchst einfache, natürliche, dem gesunden Menschenverstande wunderbar wohlthuende, unwiderlegliche, auch dem Verhornten²⁾ unwiderstehlich einleuchtende Weise so, dass Moses, als sein Volk wegen Wassermangels bereits dem Untergange nahe war, einer Herde wilder Esel nachging, welche sich von der Weide auf einen

dem denkenden Theile seiner Schüler weder als ein Schwachkopf, noch als ein Heuchler erscheine.

¹⁾ „Warum habt ihr die Gemeine des Herrn in diese Wüste gebracht, dass wir hier sterben mit unserm Vieh? Und warum habt ihr uns aus Egypten geführt an diesen bösen Ort, da man nicht säen kann, da weder Feigen, noch Weinstöcke, noch Granatäpfel sind, und ist dazu kein Wasser zu trinken?“ (IV. Mos. 20.)

²⁾ Dieses Wort findet sich im Handwörterbuch von Sanders nicht. Ich habe es in Berlin gehört, wo es zur Bezeichnung eines Beschränkten, eines Dummen gebraucht wird. Vergl. damit das Wort „Hornvieh“, welches auch einen Dummkopf bezeichnen kann.

waldigen Felsen begab. Aus dem Vorhandensein der **grasreichen** Weide schloss Moses ganz richtig auf das Vorhandensein von **reichlichem** Quellwasser, das er auch bald im Felsen entdeckte.¹⁾ — Gereicht es unserm — *soi-disant* aufgeklärten — Jahrhundert nicht zur Schande, dass man in *allen* Schulen Europa's, in den *protestantischen* eben so, wie in den *katholischen*, noch immer vom *Zauberstabe* fabelt und von der beinahe *zweitausend-jährigen* Darstellung des grossen Römers in den Schulen Europa's noch immer nichts weiss und noch immer nichts wissen will? — —

„Man braucht nicht auf den Glauben zu verzichten,“ sagt sehr richtig Prof. Dr. S. Naschér, „wenn man nach **Vernünftigkeit** strebt. Letztere ist vielmehr die **Krone** des Ersteren“ — Wahrlich, nicht die *Unvernunft*, sondern die *Vernunft* wird einst die verschiedenen Glaubensbekenntnisse einander *näher* bringen; nur der *Vernünftigkeit*, als der *Krone* eines jeden Glaubensbekenntnisses, wird es zu verdanken sein, wenn das grosse Wort von „*einer Herde*“ jemals in Erfüllung gehen sollte. — Das **Vernünftigste** muss auch das **Beste** sein,“ sagt mit gutem Fug Marie von Ebner-Eschenbach;²⁾ — demnach wird wohl auch die *vernünftigste* Religion für die *beste* gehalten werden müssen. Wann diese *vernünftigste* Religion, die bereits dem unsterblichen Lessing in seiner „*Erziehung des Menschengeschlechts*“ vor den Augen schwebte, die aber auch heutzutage noch immer bloss in der Vorstellung existirt, den Sieg über die andern davontragen wird, ob nach Jahrhunderten oder Jahrtausenden, wer kann das in Anbetracht der schier unerschütterlichen Denkfaulheit der Massen voraussagen?! — — —

Nach diesem gewaltigen Seitensprunge nun wieder zurück zur Sache!

III. Im Walde.

Reinhardt, der bereits siebzehn Jahre zählt, muss zu seiner weitem Ausbildung die Stadt verlassen. Da Reinhardt und Elisabeth bisher stets beisammen waren; da sie während ihrer ganzen bisherigen Lebenszeit nie von einander liessen; da sie fast alle Freistunden mit einander theilten, „*Winters in den beschränkten Zimmern ihrer Mutter, Sommers in Busch und Feld*;“ so sahen sie natürlich mit schwerem Herzen der Trennung entgegen. Elisabeth konnte sich mit dem Gedanken nicht versöhnen, dass sie eine Zeit lang „*ganz ohne Reinhardt*“ leben werde. Reinhardt

¹⁾ „*Sed nihil aequè quam inopia aquae fatigabat; iamque haud procul exitio totis campis procubuerant, quum grex asinorum agrestium e pastu in rupem nemore opacam concessit; secutus Moyses coniectura herbidi soli largas aquarum venas aperit.*“ (Corn. Taciti „*Historiarum*“ lib. V. cap. 3.)

²⁾ „*Aphorismen von Marie von Ebner-Eschenbach. Zweite Auflage. Berlin. Verlag von Franz Ebhardt. 1884.*“ S. auf der 111. Seite.

gab ihr das sie mit *Freude* erfüllende Versprechen, dass er für sie auch in der Zukunft *Märchen aufschreiben* und ihr dieselben schicken werde; „*sie müsse ihm dann wieder schreiben, wie sie ihr gefallen hätten.*“ — Die Abreise rückte heran; vorher aber kam noch mancher Reim in den *Pergamentband*, den er sich schon vorher zu dem Zwecke verschafft hatte, um in denselben von den Märchen diejenigen einzutragen, welche seiner Gespielin am besten gefielen. — Obschon *Elisabeth* die Veranlassung zur ganzen Märchensammlung „*und zu den meisten Liedern war, welche nach und nach fast die Hälfte der weissen Blätter gefüllt hatten,*“ so blieb ihr doch das Vorhandensein des *Pergamentbandes* ein Geheimniss. —

„*Es war im Juni; Reinhardt sollte am andern Tage reisen. Nun wollte man noch einmal einen festlichen Tag zusammen begehen. Dazu wurde eine Landpartie nach einer der nahe belegenen Holzungen in grösserer Gesellschaft veranstaltet.*“ — Die Schilderung dieser Landpartie schliesst mit folgenden Worten: „*So war sie nicht allein sein Schützling; sie war ihm auch der Ausdruck für alles Liebliche und Wunderbare seines aufgehenden Lebens.*“

IV. Da stand das Kind am Wege.

Ein halbes Jahr war vorüber; „*Weihnachtsabend kam heran. Es war noch Nachmittags, als Reinhardt mit andern Studenten im Rathskeller am alten Eichentisch zusammensass.*“ — Reinhardt, der sonst ein Ausbund von *Ernst* ist, ¹⁾ springt plötzlich mit dem Glase in der Hand wie besessen auf und stellt sich vor ein Zigeunermädchen, das sich als Zitherspielerin mit einem Geigenspieler im Rathskeller eingefunden hatte. — Die Dirne herrscht den ungestümen Buben trotzig mit „*Du*“ an. („*Was willst Du? fragte sie trotzig.*“) Reinhardt lässt sich natürlich diese Redebütze gefallen und antwortet also: „*Deine Augen sehen.*“ — „*Was gehen Dich meine Augen an?*“ erwidert die Dirne, die, wie man sieht, Unmanierlichkeit mit Ungeschlachtheit zu vergelten weiss. — „*Ich weiss wohl, sie sind falsch!*“ bemerkt klügelnd Reinhardt, worauf das Zithermädchen ihre Wange in die flache Hand legt und ihn lauernd ansieht. Reinhardt hebt sein Glas an den Mund und trinkt der Dirne mit den Worten zu: „*Auf Deine schönen, sündhaften Augen!*“ — Sie versteht die Anspielung, lacht und wirft den Kopf herum. „*Gib!*“ — sagt sie, und indem sie ihre schwarzen Augen in die

¹⁾ „*Ogleich mancher unwillkürlich in diese ernsten Augen zu sehen gezwungen wurde.*“ (S. 5.) „*Und sagte ernst.*“ (S. 12.) „*Ein blasses, ernstes Antlitz zeigte.*“ (S. 33.) „*Indem er ihr ernst in ihre Kinderaugen blickte.*“ (S. 40.) „*Mit seinen ernsten grauen Augen.*“ (S. 44.) „*In das ernste Gesicht.*“ (S. 47.) Fürwahr, es graut Einen vor so viel Ernst!

seinen heftet, trinkt sie langsam den Rest. Dann singt sie folgendes Lied:

„Heute nur, heule
Bin ich so schön;
Morgen, ach morgen,
Muss Alles vergeh'n;
Nur diese Stunde
Bist Du noch mein;
Sterben, ach sterben
Soll ich allein.“

Kaum war das Lied zu Ende, als ein neuer Ankömmling sich zur Gruppe gesellte. Er brachte die frohe Botschaft, dass bei *Reinhardt* das Christkind eingekehrt sei. *Reinhardt* rafft sich auf, stellt das Glas auf den Tisch, lässt sich durch den Lockruf des Zithermädchens nicht irre machen, greift eilig nach seiner Mütze und begibt sich nach Hause, nachdem ihm die Dirne mit einem nicht ganz unverdienten Fusstritt lachend den Laufpass gegeben und ihn gleichzeitig durch das folgende tiefsinnige Urtheil zur Besinnung gebracht hatte: „*Geh! — Du taugst nichts; Ihr taugt alle mit einander nichts.*“ — *Reinhardt* fand zu Hause auf dem Tisch ein grosses Packet, in welchem sich *Festkuchen* befanden; „auf einigen waren die Anfangsbuchstaben seines Namens in Zucker ausgestreut.“ — Ein anderes Packet enthielt feine, gestickte Wäsche, Tücher und Manschetten, ausserdem je einen Brief von der *Mutter* und von *Elisabeth*. *Reinhardt* öffnete zuerst den letzteren, nicht den der *Mutter*, was sich schwer erklären lässt, da *Reinhardt* seit seiner Abreise von zu Hause sich um *Elisabeth* unbegreiflicherweise gar nicht gekümmert hatte. Aus dem Briefe geht hervor, dass die Kuchen von *Elisabeth* mit den Anfangsbuchstaben geziert und auch die Manschetten von ihr gestickt worden sind. Wie sehr sie ihrem Jugendgefährten begethan ist, wie nahe er ihr steht, wie lieb sie ihn hat, das erhellt zur Genüge aus den folgenden Worten: „*Es ist gar so einsam diesen Winter, wo Du nicht hier bist.*“ — Diese Worte gewinnen dadurch an Bedeutung, dass in demselben Briefe unmittelbar darauf Folgendes zu lesen ist: „*Nun ist auch vorigen Sonntag der Hänfling gestorben, den Du mir geschenkt hattest; ich habe sehr geweint, aber ich hab' ihn doch immer gut gewartet. Der sang sonst immer Nachmittags, wenn die Sonne auf sein Bauer schien; Du weisst, die Mutter hing oft ein Tuch über, um ihn zu geschweigen, wenn er so recht aus Kräften sang. Da ist es nun noch stiller in der Kammer, nur dass Dein alter Freund Erich uns jetzt mitunter besucht.*“ — Also trotz der Besuche *Erich's* (— des Nebenbuhlers —) fühlt sich *Elisabeth* während *Reinhardt's* Abwesenheit vereinsamt! Wahrlich, *Reinhardt* hat seinen

Nebenbuhler nicht zu fürchten! Wie sehr *Reinhardt* selbst daran Schuld ist, dass *Elisabeth* schliesslich doch *Erich's* Gattin wurde, leuchtet auch aus den folgenden Zeilen des Briefes hervor: „Du sagtest uns einmal, er (nämlich *Erich*) sähe seinem braunen Überrock ähnlich. Daran muss ich nun immer denken, wenn er zur Thür hereinkommt, und es ist gar zu **komisch** Der *Erich* zeichnet mich in schwarzer Kreide; ich habe ihm dreimal sitzen müssen, jedes Mal eine ganze Stunde. Es war mir **recht zuwider**, dass der **fremde Mensch** mein Gesicht so auswendig lernte. Ich wollte auch nicht, aber die Mutter redete mir zu; sie sagte, es würde der guten Frau *Werner* eine gar grosse Freude machen.“ — Aus allem bisher Angeführten geht satksam hervor, dass sie ihren Jugendgenossen, *Reinhardt*, wirklich lieb hat und dass sie den Andern nicht mag. — Und nun, wie steht es wohl um *Reinhardt*?! — Traun, nicht am besten! Kaum hatte er seine Vaterstadt hinter dem Rücken, als er seine *Elisabeth*, obgleich sie ihm angeblich „der Ausdruck für alles Liebliche und Wunderbare seines aufgehenden Lebens“ war, gänzlich vergass!!! — — — „Aber Du hältst nicht Wort, *Reinhardt*!“ schreibt *Elisabeth* am Ende des Briefes, „Du hast keine Märchen geschickt. Ich habe Dich oft bei Deiner Mutter verklagt; sie sagte dann immer, Du habest jetzt mehr zu thun, als solche Kindereien.“ — Die gute Mutter! Sie scheint keine Ahnung davon gehabt zu haben, dass es auch Rathskeller und Zithermädchen mit „schönen, sündhaften“ Augen gibt! — — Dass *Reinhardt* wortbrüchig wurde, das gereicht ihm durchaus nicht zur Ehre.

„*Igéret szép szó, ha megadják, igen jó.*“

So lautet ein ungarisches Sprichwort, welches fordert, dass das gegebene Wort gehalten werde. — Ein Mann, ein Wort! —

Eben so unverzeihlich, wie unerklärlich bleibt es, dass *Reinhardt* es nicht einmal der Mühe werth fand, sich wenigstens von Zeit zu Zeit bei *Elisabeth* brieflich zu entschuldigen; so dass *Elisabeth* über sein unschönes, pflichtvergessenes Benehmen bei seiner Mutter zum öftern Klage erheben musste. — Kein Wunder, wenn *Elisabeth* an der Echtheit seiner Zuneigung, an der Wahrhaftigkeit seiner Gefühle zu zweifeln beginnt und somit ihren Brief dermassen schliesst: „Ich glaub' es aber nicht, es ist wohl anders.“ — Doch ist dieser Zweifel nur ein vorbeiziehendes Wölkchen am reinen Himmel ihrer jungen Liebe, die sich zu Weihnachten in zärtlichen Überraschungen offenbart. — *Elisabeth's* Herzlichkeit konnte nicht verfehlen, auf *Reinhardt* einen tiefen Eindruck zu machen.

Es überfiel ihn ein „unerbittliches Heimweh.“ Nachdem er auch den Brief seiner Mutter gelesen hatte, ging er „eine Zeit

lang in seinem Zimmer auf und nieder; er sprach leise und dann halbverständlich zu sich selbst:

*Er wäre fast verirret
Und wusste nicht hinaus;
Da stand das Kind am Wege
Und winkte ihm nach Haus!“*

Das Kind, das ihn dadurch, dass es ihm nach Hause winkte, vor Verirrung bewahrt hat, war — *Elisabeth!* —

„Reinhardt schürte das Feuer in seinem Ofen an und stellte das **bestaubte** ¹⁾ Dintenfass auf seinen Tisch; dann setzte er sich hin und schrieb die ganze Nacht Briefe an seine Mutter, an *Elisabeth*. Der Rest der Weihnachtskuchen lag unberührt neben ihm; aber die Manschetten von **Elisabeth** hatte er angeknöpft, was sich gar wunderbar zu seinem weissen Flausrock ausnahm. So sass er noch, als die Wintersonne auf die gefrorenen Fensterscheiben fiel und ihm gegenüber im Spiegel ein **blasses, ernstes** Antlitz zeigte.“ — Hier sei mir die Frage erlaubt, wie man sich wohl die **Blässe** und den **Ernst** seines Antlitzes zu erklären habe? — Abgesehen davon, dass eine durchgewachte Nacht im Antlitze *selbstverständliche* und folglich keiner *Erwähnung* bedürftige, übrigens bald vergehende leise Spuren zu hinterlassen pflegt, ist die *Blässe* und der *Ernst* seines Antlitzes nicht im geringsten begründet. Reinhardt wurde, wie wir sahen, mit einer **unverhofften** („Das Christkind? sagte Reinhardt, das kommt nicht mehr zu mir!“) Weihnachtsbescherung auf die liebevollste Weise bedacht, so dass Reinhardt keine Ursache hatte, ein **blasses, ernstes** Antlitz zur Schau zu tragen; — auch geniesst er die *hohe, innige Freude* einer guten That, da er einem kleinen, in klägliche Lumpen gehüllten Mädchen die Hälfte seiner Weihnachtskuchen („nur keine mit den Zuckerbuchstaben“) gegeben hatte; diesem Wonnegefühl entspricht ein „**blasses, ernstes Antlitz**“ ganz und gar nicht; — auch wird seine Brust von dem beseelenden, — *Blässe* und *Ernst* verscheuchenden, — Gedanken bewegt, einen Sieg über sich selbst, über die rohe Sinnlichkeit errungen, die gemeine, landstreicherische Dirne sich aus dem Sinn geschlagen und sein Herz wieder *reineren, edleren* Gefühlen erschlossen zu haben; — auch die ihn beglückende Thatsache, dass *Elisabeth* seinen Nebenbuhler als einen ihr „**fremden Menschen**“ betrachtet, konnte nimmermehr sein jugendliches *Antlitz* *blass* färben und mit *Ernst* überziehen; — endlich kann die *Blässe* und der *Ernst* seines Antlitzes auch nicht die Folge jenes wonnevollen Gedankens sein, dass er seine ihm so liebe und werthe

¹⁾ Das Dintenfass dürfte sehr *bestaubt* gewesen sein, da er ein halbes Jahr lang seiner Elisabeth unerhörterweise keine einzige Zeile geschrieben hatte! —

Jugendgenossin in Bälde — zu Ostern — wiedersehen werde. — — Nichts rechtfertigt hier, wie man sieht, den Gebrauch der *Epitheta* „blass“ und „ernst“! — — Der Autor wirthschaftet mit seinen Beiwörtern, fürwahr, nicht am besten! —

V. Daheim.

Reinhardt bringt die Ferienzeit zu Hause damit zu, dass er seine Jugendgenossin in der **Botanik** unterrichtet, während *Erich* um ihre Neigung wirbt, indem er ihr unter Anderm einen Kanarienvogel sammt einem vergoldeten Vogelbauer verehrt. — Mehrere Male in der Woche macht *Reinhardt* mit *Elisabeth*, „die ihm in Allem zu folgen gewohnt und überdiess lehrhaft war,“ Ausflüge ins Feld oder in die Heide, „und hatten sie dann Mittags die grüne Botanisirkapsel voll Kraut und Blumen nach Hause gebracht, so kam *Reinhardt* einige Stunden später wieder, um mit *Elisabeth* den gemeinschaftlichen Fund zu theilen“ —

Muss es Einen (— frage ich —) nicht höchlich befremden, wenn man sieht, wie *Reinhardt* die Ausflüge nur dazu benützt, um seine Jugendgefährtin in die Geheimnisse der *Botanik*, nicht aber auch in die süßen Geheimnisse seines *Herzens* einzuweihen? — Wie kommt es, dass *Reinhardt*, der gegen das *Zithermädchen* sich so dreist benahm, in *Elisabeth's* Gegenwart so **blöde**, so **schämig** thut? — Während seiner, in Gesellschaft mit *Elisabeth* gemachten, Excursionen spricht er kein sterbendes Wort von seiner Herzensangelegenheit! — Zu Hause hat *Reinhardt* natürlich noch weniger Muth, um von seiner Liebe zu sprechen! — „Nach dem Kaffee setzte diese (die Mutter) sich an ihr Spinnrad; *Reinhardt* und *Elisabeth* gingen ins Nebenzimmer, um ihre Pflanzen zu ordnen. Nun wurden Staubfäden gezählt, Blätter und Blüthen sorgfältig ausgebreitet und von jeder Art zwei Exemplare zum Trocknen zwischen die Blätter eines grossen Folianten gelegt. Es war sonnige Nachmittagsstille; nur nebenan schnurrte der Mutter Spinnrad, und von Zeit zu Zeit wurde *Reinhardt's* gedämpfte Stimme gehört, wenn er die Ordnungen der Klassen der Pflanzen nannte oder *Elisabeth's* ungeschickte Aussprache der lateinischen Namen corrigirte.“ — Siehe da! Während nebenan das Spinnrad der Mutter schnurrte, wurde von Zeit zu Zeit *Reinhardt's* „gedämpfte Stimme“ gehört. Was mochte er wohl seiner geliebten *Elisabeth* gesagt haben? Vielleicht flüsterte er ihr von Zeit zu Zeit irgend eine Zärtlichkeit, irgend ein Kosewort zu? oder gab er ihr leise zu wissen, dass er sie gar so lieb habe und dass er sie nach Vollendung seiner Studien zur Frau nehmen werde, weshalb sie der Bewerbung *Erich's* kein Gehör zu schenken habe? oder erklärte er ihr etwa insgeheim, warum er den Kanarienvogel

nicht leiden könne? ¹⁾ — Weit entfernt! — Auf Herzensergießungen versteht sich *Reinhardt* nur liederlichen Zithermädchen gegenüber; sonst hält er mit seinen Gefühlen hinterm Berge! — Bei seiner *Elisabeth* sieht er nur darauf, dass ihre *lateinische Aussprache* eine *richtige* sei; ob aber auch ihr *Herz* für ihn *richtig* schlage, das zu erforschen lässt sich dieser Schalkkopf nicht einfallen. — *Erich*, sein Nebenbuhler, wird es schon besorgen! — Und so ein albernes, läppisches Individuum, das nicht anziehen kann, da mit ihm überhaupt nichts Vernünftiges anzufangen ist, macht der Autor zum *Haupthelden*! — — —

Wahrlich! *Reinhardt* ist ein seltenes Exemplar eines sittlich lauen und geistig faden Menschen, der wohl moralischen Widerwillen, aber kein aesthetisches Interesse zu erregen vermag. —

„Mir fehlt noch von neulich die Maiblume; sagte sie jetzt, als der ganze Fund bestimmt und geordnet war. *Reinhardt* zog einen kleinen weissen Pergamentband aus der Tasche. Hier ist ein Maiblumenstengel für Dich, sagte er, indem er die halbtrocknete Pflanze herausnahm. Als *Elisabeth* die beschriebenen Blätter sah, fragte sie: Hast Du wieder Märchen gedichtet? — Es sind keine Märchen, antwortete er und reichte ihr das Buch. Es waren lauter Verse, die meisten füllten höchstens eine Seite. *Elisabeth* wandte ein Blatt nach dem andern um; sie schien nur die Überschriften zu lesen. „Als sie vom Schulmeister gescholten war.“ — „Als sie sich im Walde verirrt hatten.“ — „Mit dem Ostermärchen.“ — „Als sie mir zum ersten Mal geschrieben hatte;“ in der Weise lauteten fast alle. *Reinhardt* blickte forschend zu ihr hin, und indem sie immer weiter blätterte, sah er, wie zuletzt auf ihrem klaren Antlitz ein zartes Roth hervorbrach und es allmählig ganz überzog. Er wollte ihre Augen sehen; aber *Elisabeth* sah nicht auf und legte das Buch am Ende schweigend vor ihn hin. — Gib es mir nicht so zurück! sagte er. — Sie nahm ein braunes Reis aus der Blechkapsel. Ich will Dein Lieblingskraut hineinlegen, sagte sie, und gab ihm das Buch in seine Hände.“

Also bekam *Elisabeth* den Pergamentband, der ihr bisher (man weiss nicht, warum?) ein Geheimniss bleiben musste, doch zu Gesicht! Jetzt war es ihr endlich vergönnt, den Inhalt der

¹⁾ „Da *Reinhardt* wider seine Gewohnheit nicht antwortete, so wandte sie (*Elisabeth*) sich um. In seinen Augen lag ein plötzlicher Ausdruck von Kummer, den sie nie darin gewahrt hatte. Was fehlt Dir, *Reinhardt*? fragte sie, indem sie nahe zu ihm trat. — Mir? sagte er gedankenlos und liess seine Augen träumerisch in den ihren ruhen. — Du siehst so traurig aus. — *Elisabeth*, sagte er, ich kann den **gelben Vogel** (d. h. den von *Erich* ihr zum Geschenk gemachten Kanarienvogel) nicht leiden. — Sie sah ihn staunend an, sie verstand ihn nicht. Du bist so sonderbar, sagte sie.“ (Siehe auf der 36—37. Seite)

Gedichte ihres *Reinhardt* kennen zu lernen! Welche Freude, welche Wonne, welches Glück! — Nun konnte sie die ihr gewidmeten Verse lesen und wieder lesen und aus denselben erfahren, wie sehr er sie lieb habe! — Sie konnte es, sie that es aber nicht! — Obgleich die meisten Verse höchstens *eine* Seite füllten, verlangte es sie dennoch nicht, sie zu lesen! „*Sie wandte ein Blatt nach dem andern um*,“ indem sie „nur die Überschriften“ zu lesen schien; — dann legte sie das Buch „schweigend“ (über nicht gelesene Gedichte lässt sich freilich *nichts* sagen!) vor ihn hin! — „*Gib es mir nicht so zurück!*“ sagte *Reinhardt* und er hatte diesmal nicht unrecht. — — Nein, *Elisabeth*, das hast Du nicht wohl gethan! So durftest Du nicht handeln, wenn Du Deinen *Reinhardt* lieb hattest und von ihm geliebt zu werden wünschtest! — Oder war Deine Neigung zu ihm ebenso faden-scheinig, wie die seinige zu Dir?

Dass *Reinhardt* sich alsdann mit einem *Kraute* zufrieden gibt und gar nicht darauf besteht, dass *Elisabeth* seine Verse lese, ist schwer zu begreifen, da ihm viel daran gelegen sein muss, dass *Elisabeth* aus diesen das erfahre, was er, — der nur in öffentlichen Localen *Zithermädchen* gegenüber *Courage* zu haben pflegt, — ihr zu sagen, nie den Muth hatte. — So liess er thörichterweise die ganze Ferienzeit verstreichen, ohne auf irgend eine Art ihr verrathen zu haben, dass er sie lieb habe; — denn sein unwilliges Geständniss, dass er den (von *Erich* ihr geschenkten) Kanarienvogel nicht leiden könne, wird doch Niemand als eine bare Liebeserklärung ansehen wollen. *Elisabeth* hielt es nicht dafür. („*Sie sah ihn staunend an, sie verstand ihn nicht.*“ S. auf der 37. Seite.)

„*Endlich kam der letzte Tag der Ferienzeit und der Morgen der Abreise. Auf ihre Bitte erhielt Elisabeth von der Mutter die Erlaubniss, ihren Freund an den Postwagen zu begleiten, der einige Strassen von ihrer Wohnung seine Station hatte. Als sie vor die Hausthür traten, gab Reinhardt ihr den Arm; so ging er schweigend neben dem schlanken Mädchen her. Je näher sie ihrem Ziele kamen, desto mehr war es ihm, er habe ihr, ehe er auf so lange Abschied nehme, etwas Nothwendiges mitzutheilen, etwas, wovon aller Werth und alle Lieblichkeit seines künftigen Lebens abhängt, und doch konnte er sich des erlösenden Wortes nicht bewusst werden. Das ängstigte ihn; er ging immer langsamer.*“

Wie aus dem Citat ersichtlich ist, erhielt *Elisabeth* auf ihre Bitte von der Mutter die Erlaubniss, ihren Freund zu begleiten. — Auch dies charakterisirt *Reinhardt*, diesen wunderbarlich seltsamen Menschen, diesen ledernen Gauch. Ein Anderer hätte gewiss selbst die Mutter um die Erlaubniss gebeten und auch diese Gelegenheit dazu benützt, um sich der Mutter von möglichst vortheilhafter Seite zu zeigen und durch Höflichkeit und

Zuvorkommenheit auch *ihre* Zuneigung immer mehr zu gewinnen. *Reinhardt* lässt sich derlei nicht anfechten. Er verhält sich *passiv*, als wäre es ihm ganz einerlei, ob *Elisabeth* ihn begleitet oder nicht. Will sie ihn begleiten, so ist es *ihre* Sache, dazu die Erlaubniss der Mutter zu erbitten. Natürlich!

Verfolgen wir das Citat weiter! Während der — stets in *Elisabeth's* Gesellschaft zugebrachten — Ferienzeit fiel ihm jenes Etwas, wovon sein Lebensglück abhing, unbegreiflicher Weise nie ein; erst dann, als er sich bereits in der Nähe der Poststation befand, war es ihm immer mehr und mehr, als hätte er etwas Nothwendiges mitzutheilen; obschon davon „*aller Werth und alle Lieblichkeit seines künftigen Lebens*“ abhing, konnte er sich des diesem Etwas entsprechenden Wortes doch nicht **bewusst** werden! Dieses sein momentanes geistiges *Unvermögen* ängstigte ihn. — — *Reinhardt*, der schon als zehnjähriger Knabe das Maul voll Courage hatte, ¹⁾ — den im Rathskeller, wie wir sahen, angesichts des Zithermädchens keine Angst plagte, — der keine Schüchternheit und Blödigkeit kannte, als er sich dort dem Mädchen vorstellte und von diesem anfangs barsch abgewiesen wurde, — der um das Wort nicht verlegen war, als es galt, das Herz des *wildfremden* Mädchens im Nu zu erobern, ²⁾ — gebärdet sich seiner *Elisabeth* gegenüber, mit der er *aufgewachsen* war, so kleinmüthig, wie ein Schwachsinniger, der an seinem Denkvermögen von Zeit zu Zeit Abbruch leidet, dem es um seine periodische Bewusstlosigkeit angst und bang ist. — *Reinhardt* konnte sich nicht einmal mehr jenes Wortes „**bewusst**“ werden, aus welchem *Elisabeth* erfahren sollte, dass von *ihrem Besitze* „*aller Werth und alle Lieblichkeit seines künftigen Lebens*“ *abhänge!*“

„*Endlich sagte er* (— dem es bekanntlich im Rathskeller an Muth nicht gefehlt hatte, um vor dem Zithermädchen eine kecke Sprache zu führen —) **stammelnd**: *Elisabeth, Du wirst mich nun in zwei Jahren gar nicht sehen — — wirst Du mich wohl noch eben so lieb haben, wie jetzt, wenn ich wieder da bin?*“ — *Elisabeth* nickte unbefangen „und sah ihm **freundlich** ins Gesicht“ und sagte ohne zu **stammeln**: „*Ich habe Dich auch vertheidigt.*“ — „*Mich? Gegen wen hattest Du es nöthig?*“ — „*Gegen meine Mutter. Wir sprachen gestern Abend, als Du wegge-*

¹⁾ „*Nach Indien! nach Indien! Sang er und schwenkte sich mit ihr im Kreise, dass ihr das rothe Tüchelchen vom Halse flog. Dann aber liess er sie plötzlich los und sagte ernst: Es wird doch nichts daraus werden; Du hast keine Courage.*“ (S. auf der 12. Seite.)

²⁾ „*Reinhardt setzte das Glas aus der Hand und griff nach seiner Mütze. — „Was willst Du?“ fragte das Mädchen. — „Ich komme schon wieder.“ — Sie runzelte die Stirn. „Bleib!“ rief sie leise und sah ihn vertraulich an.*“ —

gangen warst, noch lange über Dich. Sie meinte, Du seist nicht mehr so gut, wie Du gewesen.“ — Man kann es der guten Frau Mutter wahrlich nicht verdenken, wenn sie daraus, dass *Reinhardt* sein gegebenes Wort, — dass er von Zeit zu Zeit schreiben und Märchen schicken werde, — nicht gehalten und ein halbes Jahr hindurch gegen *Elisabeth* die grösste Gleichgültigkeit an den Tag gelegt hatte, wie auch ferner aus der Thatsache, dass *Reinhardt* sich daheim nach seinem alten Freunde, *Erich*, mit keinem Worte erkundigt ¹⁾ und ihn während der ganzen Ferienzeit kein einziges Mal besucht hatte, folgern zu müssen glaubte, dass *Reinhardt* sich nicht zu seinem Vortheile verändert habe. — *Reinhardt* selbst hegt von sich freilich eine höhere Meinung. Die Selbsterkenntniss ist eben nicht Jedermanns Sache! — Er hält sich trotz alledem noch immer für eben so gut, wie ehemals. „*Reinhardt* schwieg einen Augenblick; dann aber nahm er ihre Hand in die seine und indem er ihr **ernst** in ihre Kinderaugen blickte, sagte er: Ich bin noch eben so gut, wie ich gewesen bin; glaube Du das nur fest! Glaubst Du es, *Elisabeth*? — Ja, sagte sie. (Das leichtgläubige, gute Mädchen!) Er liess ihre Hand los und ging rasch mit ihr durch die letzte Strasse.“ — *Reinhardt* blickte **ernst** in die Augen *Elisabeth's*, die ihm doch **freundlich** ins Gesicht sah. — Freute es ihn denn nicht, als er aus ihrem Munde vernahm, dass sie ihn gegen ihre Mutter vertheidigt habe? — Kann denn *Reinhardt* nie anders, als **ernst** blicken? — O ja! Im Rathskeller blickte er das Zithermädchen mit ganz andern Augen an. („*Reinhardt* sah **funkelnd** auf sie nieder.“ S. auf der 25. Seite.) Die **ernsten** Blicke spart er seiner *Elisabeth* auf! Schwer erklärlich bleibt dies immerhin, wenn man bedenkt, dass *Elisabeth* ihm (wenigstens nach der Versicherung des Autors) „der Ausdruck für alles Liebliche und Wunderbare seines aufgehenden Lebens“ war. (S. auf der 23. Seite.)

„Je näher ihm der Abschied kam, desto **freudiger** (nicht „desto **ernster**?“) war sein Gesicht; er ging ihr fast zu schnell.“ Siehe da, *Reinhardt* macht alle jene Gedichte, in welchen gesagt wird, dass das *Scheiden* dem Herzen *weh thue* und es mit *Trauer* erfülle, ²⁾ zu Schanden! Je näher ihm der Abschied kommt, desto

¹⁾ Ein leiser Vorwurf von Seiten der Mutter blieb ihm desshalb nicht erspart: „*Ei*, sagte die Mutter, Sie haben sich auch noch mit keinem Worte nach Ihrem Freunde erkundigt. Er ist ein gar lieber, verständiger junger Mann.“ (S. auf der 36. Seite.)

²⁾ „Es ritten drei Reiter zum Thore hinaus, Ade!
Feinsliebchen, die schaute zum Fenster heraus, Ade!
Und wenn es denn soll geschieden sein,
So reich mir dein goldenes Ringelein!
Ade! Ade! Ade!
Ja, Scheiden und Meiden thut weh!“ (Ein Volkslied.)

grösser ist seine **Freude!** — — — Ein seltener und seltsamer Jüngling! —

„Was hast Du, Reinhardt? fragte sie. — Ich habe ein Geheimniss, ein schönes! sagte er und sah sie mit **leuchtenden Augen** an. Wenn ich nach **zwei Jahren** wieder da bin, dann sollst Du es erfahren.“

Elisabeth, seitens ihres Reinhardt an furchtbar **ernste** Blicke gewöhnt, kann sich seine **leuchtenden Augen** nicht ent-räthseln und fragt nach der Ursache seiner aussergewöhnlichen Stimmung. — Reinhardt erwidert, er habe ein süßes Geheimniss, das er ihr aber erst nach **zwei Jahren** mittheilen wolle! — — — Handelt Derjenige nicht thöricht, welcher der Geliebten ein süßes Geheimniss, von dessen rechtzeitiger Mittheilung sein Lebens-glück abhängt, **ohne gegründete Ursache** zwei Jahre lang vorenthält?! — — Ist Derjenige nicht *feige*, welcher, um nicht Farbe bekennen zu müssen, sich hinter ein kindisches Geheimniss verbirgt? — — Warum lässt wohl der Autor seinen Haupthelden so *thöricht* und so *feige* handeln? — —

Reinhardt darf das süße Geheimniss offenbar desshalb nicht vor der Zeit seiner Elisabeth verrathen, damit unterdessen sein Nebenbuhler ohne Schwierigkeiten ans Ziel gelangen könne. —

„Lass mein Aug' den Abschied sagen,
Den mein Mund nicht nehmen kann.
Schwer, wie schwer ist er zu tragen;
Und ich bin doch sonst ein Mann.“ (Goethe.)

„Doch ach, schon mit der Morgensonne
Verengt der Abschied mir das Herz;
In Deinen Küssen welche Wonne!
In Deinem Auge welcher Schmerz! (Goethe.)

„Wie wird mir denn so weh und bang,
Jetzt, da Du scheiden musst?“ (Grillparzer.)

„Als wir uns trennten
In Schweigen und Leid,
Brechenden Herzens
Für lange Zeit.“ (Lord Byron: „When we two parted.“)

„Das ist das Leben, Kind! ein ewig Jammern,
Ein ewig Abschiednehmen, ew'ges Trauern.“ (Heine.)

„Es ist bestimmt in Gottes Rath,
Dass man vom Liebsten, was man hat,
Muss scheiden.

Wiewohl doch nichts im Lauf der Welt
Dem Herzen, ach, so sauer fällt,
Als Scheiden.“ (Ein Volkslied.)

das er habe, das sie aber erst nach zwei Jahren ent-

Vm die freundliche Zusendung der
dieses Heft besprechenden Num-
mer bittet höflichst. hochach-
tungsvoll Prof. Árpád v. Jörök.
Budapest. II. Bezirk. Neu-
platz. Beck'sches Haus. No 1.

„...uerum waren Jahre vorüber.“ — Erich, der

ge handelt. ...
f d ...
A ...
Sc ...
lu ...
ru ...
so ...
d ...
h ...
1 ...
Sch ...
tracht

Wahrlich, der Autor bringt *Elisabeth* auf eine scheuslich plumpe Weise unter die Haube; denn hätte *Reinhardt* sein süßes Geheimniss, das doch in nichts Anderem bestehen konnte, als dass er nach zwei Jahren um die Hand seiner geliebten *Elisabeth* anhalten werde, ¹⁾ **allsogleich** verrathen, so hätte *Elisabeth* seinem (ihr ohnehin nicht sehr sympathischen) Nebenbuhler, den sie auch noch später, nachdem er bereits ihr Gatte geworden war, bloss „mit schwesterlichen (!!!) Augen“ ansah (s. auf der 51. Seite), das Jawort nimmermehr gegeben!

„Mittlerweile hatten sie den Postwagen erreicht; es war noch eben Zeit genug. Noch einmal nahm *Reinhardt* ihre Hand. Leb' wohl! sagte er, leb' wohl, *Elisabeth*. Vergiss es nicht! — Sie schüttelte mit dem Kopf. Leb' wohl! sagte sie. *Reinhardt* stieg hinein, und die Pferde zogen an. Als der Wagen um die Strassenecke rollte, sah er noch einmal ihre liebe Gestalt, wie sie langsam den Weg zurückging.“

Reinhardt wünscht, dass *Elisabeth* das süsse Geheimniss, das er habe, das sie aber erst nach **zwei** Jahren erfahren werde, nicht vergesse! — *Elisabeth* schüttelt den Kopf ohne darnach zu fragen! — Die Neugier plagt sie nicht! — Das ist wunderbar!

VI. Ein Brief.

Reinhardt erhält von seiner Mutter einen Brief, in welchem sie ihm kund thut, dass *Erich* sich endlich das Jawort von *Elisabeth* geholt habe; — „was Dir wohl erstan weh thun wird, wenn ich Dich sonst **recht** verstanden habe“

Also nicht einmal *Reinhardt's* eigene Mutter weiss es genau, ob sie ihren Sohn, diesen mattherzigen Geheimnisskrämer, richtig verstanden habe!!!

VII. Immensee.

„Wiederum waren Jahre vorüber.“ — *Erich*, der sich an *Elisabeth's* Seite glücklich fühlt, ²⁾ lädt seinen alten Schulkameraden, *Reinhardt*, ohne *Elisabeth's* Wissen brieflich zu

¹⁾ Daraus macht *Reinhardt* ein Geheimniss! — Wenn man bedenkt, dass *Reinhardt* und *Elisabeth* einander schon von Kindesbeinen an lieb hatten; wenn man in Betracht zieht, dass *Reinhardt* schon als zehnjähriger Knabe davon sprach, dass er *Elisabeth* zur Frau nehmen werde („Du wirst dann wirklich meine Frau;“ (s. auf der 11. Seite): so muss Einem eine derartige, **gänzlich unmotivirte** zaghafte Geheimnisskrämerei in der Seele zuwider werden.

²⁾ „Ein frohes Lächeln machte *Erich's* einfache Züge bei diesen Worten noch um Vieles heiterer. Ja, Bruder *Reinhardt*, sagte er, diesem noch einmal seine Hand reichend, ich habe aber auch seitdem das **grosse Loos** gezogen (nämlich *Elisabeth* zur Frau bekommen); Du weisst es ja.“ (S. auf der 47. Seite.)

einem Besuche ein. „*Ich hab' Dich ganz im Geheimen verschrieben, damit die Freude desto grösser sei.*“

Da Reinhardt sich um Erich, als dieser auf Freiern Füßen stand, nicht im mindesten bekümmert und ihn kein einziges Mal besucht hatte, so kann es Einen nur angenehm berühren, wenn man erfährt, dass Erich, als Elisabeth's Gemahl, das alte Freundschaftsverhältniss trotzdem aufrecht erhält, Reinhardt zum Besuche lädt und ihm einen herzlichen Empfang bereitet. („*Als er ihn fast erreicht hatte, schwenkte er seine Mütze und rief mit heller Stimme: Willkommen, willkommen, Bruder Reinhardt! Willkommen auf Gut Immensee!*“ S. auf der 46. Seite.)

Nachdem Elisabeth ihn mit dem Ausruf: „*Reinhardt! Mein Gott, Du bist es! Wir haben uns lange nicht gesehen!*“ empfangen hatte, machte Erich zu Elisabeth gewendet unter Anderm folgende — in sprachlicher Hinsicht auffallende — Bemerkung: „*Schau' nur, wie fremd und vornehm er aussehen worden ist.*“

Die Zulässigkeit dieser *alterthümeln*den ¹⁾ Phrase ist vom sprachwissenschaftlichen Gesichtspunkte aus betrachtet keineswegs über jeden Zweifel erhaben. — Die Verbindung von *werden* mit dem Particip der gegenwärtigen Zeit findet sich allerdings in der *ältern* Sprache; so schreibt z. B. Ulrich Boner, der in der ersten Hälfte des 14. Jahrhunderts lebte, in seinem „*Edelstein*“ (siehe 79, 37.), wie folgt: „*Er wart lachent*“ (= er ward lachend d. h. er fing an zu lachen). — Dieses Particip ging schon in früher Zeit häufig in den Infinitiv über; so liest man z. B. bei Gottfried von Strassburg (siehe: „*Tristan und Isolte*“ 2297. V.) Folgendes: „*Sie wurden raten under in*“ (d. i. sie begannen unter sich zu berathen). Durch diese Verbindung von *werden* mit dem Particip und Infinitiv wird in der *ältern* Sprache, — wie auch aus diesen Beispielen ersichtlich ist, — der Moment der *beginnenden* Handlung bezeichnet. Dass auf dieselbe Weise auch die oberdeutschen Mundarten *beginnende* Handlungen bezeichnen, ist aus dem folgenden Citat zu entnehmen: „*Infinitiv oder Particip praes. eines Verbs verbunden mit werden — deutet auf ein Beginnen, ein Anfangen.*“ („*Die Mundarten Bayerns grammatisch dargestellt von Joh. Andreas Schmeller. München. 1821. Karl Thiemann.*“ Siehe auf der 377. Seite unter 974.) Storm verbindet den Infinitiv mit *werden* („*aussehen worden ist*“) nicht zur Bezeichnung einer *beginnenden* Handlung, sondern um das *Vollendetsein* eines Vorganges auszudrücken. — Ist's erlaubt? — *This is the question!*

Gehen wir weiter! In Betreff Elisabeth's ist auf der 52. Seite unter Anderm Folgendes zu lesen: „*Reinhardt dachte mit-*

¹⁾ Ein von mir gebildetes Wort. (Vergl. *deutschthümeln*.)

unter, das heitere Kind von ehemals habe wohl eine *weniger stille Frau* versprochen“ — Dass *Elisabeth* nicht erst als *Frau still geworden* ist, ergibt sich aus folgenden Worten: „So lebten die *Kinder* (*Reinhardt* und *Elisabeth*) zusammen; sie war ihm oft *zu still*, er war ihr oft *zu heftig*, aber sie liessen desshalb nicht von einander“ (S. auf der 13. Seite.)

Wie aus diesem Citat hervorgeht war *Elisabeth* schon als *Kind stiller, sehr stiller* Natur! — Es ist ein Jammer, wenn ein Autor auf der 52. Seite nicht mehr weiss, was er auf der 13. Seite gesagt hat! — — —

Der Abschnitt schliesst folgenderweise: „Es war fast dunkel; der Regen fiel immer dichter. Als er sich der Abendbank ¹⁾ näherte, glaubte er zwischen den schimmernden Birkenstämmen eine weisse Frauengestalt zu unterscheiden. Sie stand unbeweglich und, wie er beim Näherkommen zu erkennen meinte, zu ihm hingewandt, als wenn sie Jemanden erwarte. Er glaubte, es sei *Elisabeth*; als er aber rascher zuschritt, um sie zu erreichen und dann mit ihr zusammen durch den Garten ins Haus zurückzukehren, wandte sie sich langsam ab und verschwand in den dunklen Seitengängen. Er konnte das nicht reimen; er war aber fast zornig auf *Elisabeth*, und dennoch zweifelte er, ob sie es gewesen sei; aber er scheute sich, sie danach zu fragen, ja, er ging bei seiner Rückkehr nicht in den Gartensaal, nur um *Elisabeth* nicht etwa durch die Gartenthür hereintreten zu sehen.“

Wie leicht wäre es gewesen, das Geheimniss zu lüften, das Räthsel zu lösen, dem Zweifel den Garaus zu machen! — Warum wollte *Reinhardt* der weissen Frauengestalt nicht näher kommen? Machte sie ihm etwa Furcht?! — — Der Tausend! — Ferner was bewog ihn denn, bei seiner Rückkehr den Gartensaal zu meiden? — „Nur um *Elisabeth* nicht etwa durch die Gartenthür hereintreten zu sehen,“ sagt der Autor. — Warum wollte aber *Reinhardt Elisabeth* nicht sehen, wenn sie etwa durch die Gartenthür hereinträte? — Auf diese Frage erhält man leider keine Antwort! — Hielt etwa *Reinhardt* es für möglich, dass *Elisabeth* mit einem Andern, einem Dritten, eine Zusammenkunft, ein Stelldichein, habe, wesshalb er ihr bei ihrer Rückkehr das Erröthen ersparen wollte? — — Da es sich hier um ein psychologisches Räthsel handelt, welches zu lösen der Autor unterliess, so kann es Niemand verwehrt sein, die Zügel seiner Phantasie auts Gerathewohl schießen zu lassen. — — Noch eine Frage! Warum verschwand die *weisse Frauengestalt* in den dunklen

¹⁾ „Der Weg führte hart unter dem Garten vorbei. Am Ende desselben, auf einer vorspringenden Bastei, stand eine Bank unter hohen Birken; die Mutter hatte sie die *Abendbank* getauft, weil der Platz gegen Abend lag und des Sonnenuntergangs halber um diese Zeit am meisten benutzt wurde.“ (S. auf der 53. Seite.)

Seitengängen, als *Reinhardt* herannahte? — — Auch auf diese Frage gibt uns der Autor keine Antwort, keinen Aufschluss! — Da nach Lessing „**nichts anstössiger**“ ist, als wovon wir uns „**keine Ursache**“ geben können, so glaube ich den Autor zu einigem Dank zu verpflichten, wenn ich sofort einige *mögliche Ursachen* ans Licht treten lasse.

Die Kritik hat sich wohl um *Möglichkeiten*, wie Dr. *Adolf Silberstein* (S. „*Pester Lloyd*“ 23. Mai, 1890. im „*Feuilleton*“) ganz richtig bemerkt, nicht zu kümmern, jedoch diesmal soll dem hochgeneigten Lesepublicum zu Lieb eine Ausnahme von der Regel gemacht werden. — Hören wir also einige *Möglichkeiten*! I. Da die *weisse Frauengestalt* nicht *Elisabeth* war, so verschwand sie, als *Reinhardt* herannahte, denn sie erwartete „zwischen den schimmernden Birkenstämmen“ einen *Andern*. Wäre die *weisse Frauengestalt Elisabeth* gewesen, so wäre sie nicht verschwunden, als sie *Reinhardt's* ansichtig wurde. Das Verschwinden der *weissen Frauengestalt* verbietet es, sie für *Elisabeth* zu halten. — II. Die *weisse Frauengestalt* war *Elisabeth*; sie verschwand desshalb, weil in ihr gerade damals, als sie *Reinhardt* kommen sah, mancherlei *moralische Bedenken* aufstiegen, die sie zum Davongehen veranlassten. — III. Die *weisse Frauengestalt* war *Elisabeth*; sie wandte sich „*langsam*“ den dunklen Seitengängen zu, damit *Reinhardt* ihr nachfolgen könne. Dass *Reinhardt* „*das nicht reimen*“ konnte, beweist zur Genüge, dass Jemand ungeachtet seiner *Gelahrtheit* ein sehr *beschränkter Kopf* sein könne.¹⁾ — IV. Die *weisse Frauengestalt* war *Elisabeth*; sie wandte sich ab, als sie *Reinhardt* erblickte, da sie nicht *ihn*, sondern einen *Andern* erwartete. Es lässt sich denken, dass *Elisabeth's* Unmuth, als sie *Reinhardt* herankommen sah, kein geringer war! Sie muss von seinem Erscheinen höchlich überrascht gewesen sein! Wie konnte sie denn ahnen, dass während des schlaue gewählten *Gussregens*²⁾ ausser dem *Berufenen* sich auch ein *Unberufener* am Orte der verabredeten Zusammenkunft einfinden werde?!? — — —

Um *Elisabeth* ohne Grund („*de nuit tout chat est gris*“)

¹⁾ Kant trifft den Nagel auf den Kopf, indem er sagt: „Man kann ein vaster Gelehrter und dabei doch *sehr bornirt* sein.“ (S. Kant's „*Anthropologie in pragmatischer Hinsicht*. Königsberg. 1820.“ auf der 22. Seite.)

²⁾ „Von einem Spaziergange auf diesem Wege kehrte *Reinhardt* eines Abends zurück, als er vom *Regen* überrascht wurde. Er suchte Schutz unter einer am Wasser stehenden Linde; aber die *schweren Tropfen* schlugen bald durch die Blätter. *Durchnässt*, wie er war, ergab er sich darein und setzte langsam seinen Rückweg fort. Es war *fast dunkel*; der *Regen fiel immer dichter*. Als er sich der Abendbank näherte, glaubte er zwischen den schimmernden Birkenstämmen eine *weisse Frauengestalt* zu unterscheiden.“ (S. auf der 53. Seite.)

keinem ehrenrührigen Verdachte auszusetzen, thut man jedenfalls am besten, wenn man annimmt, dass die *weisse Frauengestalt* nicht *Elisabeth*, sondern eine *Andere* war, die nicht auf *Reinhardt*, sondern auf einen *Andern* wartete. Als statt dieses *Andern Reinhardt* erschien, da musste sie freilich die Flucht ergreifen und sich ins Gebüsch schlagen. —

Noch eine Möglichkeit! Betreffs der *weissen Frauengestalt* zweifelte *Reinhardt*, ob sie *Elisabeth* gewesen sei, da die *weisse Frauengestalt* wohl auch eine *Elfe* gewesen sein konnte; denn obgleich *Reinhardt* schon als zehnjähriger Knabe das Dasein der „*Engel*“ leugnete, glaubte er in seinem späteren Alter dennoch an *Elfen*!!! Das folgende Citat beweist es: „*Wo bleiben denn aber Deine Erdbeeren? fragte sie (Elisabeth) endlich, indem sie stehen blieb und einen tiefen Athemzug that. — Hier haben sie gestanden, sagte er; aber die Kröten sind uns zuvorgekommen, oder die Marder, oder vielleicht die Elfen. — Ja, sagte Elisabeth, die Blätter stehen noch da; aber sprich hier nicht von Elfen. Komm* ¹⁾ *nur, ich bin noch gar nicht müde; wir wollen weiter suchen.*“

Auf weitere Möglichkeiten kann man füglich verzichten, da bereits aus den bisher mitgetheilten zur Genüge erhellt, dass es nicht gut sei, wenn der Schriftsteller die Angabe der Ursachen unterlässt. Was kann da herauskommen, wenn die Erforschung jener Ursachen, aus welchen überhaupt alles zum Charakter der Personen Gehörende hervorgeht, vom Autor dem Privatfleiße des lieben Lesers oder des zuweilen unlieblichen Kritikers überlassen wird?! — — —

VIII. Meine Mutter hat's gewollt.

„*Einige Tage nachher, es ging schon gegen Abend, sass die Familie, wie gewöhnlich um diese Zeit, im Gartensaal zusammen Reinhardt wurde um die Mittheilung einiger Volkslieder gebeten, welche er am Nachmittage von einem auf dem Lande wohnenden Freunde geschickt bekommen hatte.*“

Reinhardt las zuerst einige Tyroler Schnaderhüpferl vor; dann jenes — noch jetzt am weitesten verbreitete und am meisten gesungene — (nach *Goethe's* Urtheil) *romantische, empfindungs-volle und schöne Volkslied*, das also beginnt:

¹⁾ Der Autor schreibt, „*komm*“ mit einem *Aphostroph* so: „*komm'*.“ — Da der Imperativ „*komm*“ (althd. *cum*, *chum*; mittelh. *kom*) ist, so hat der *Apostroph* keine Existenzberechtigung.

„Ich stund ¹⁾ auf hohen Bergen, ²⁾
Und sah ins tiefe Thal.“

Zuletzt las Reinhardt das folgende Lied vor:

„Meine Mutter hat's gewollt,
Den Andern ich nehmen sollt':
Was ich zuvor besessen,
Mein Herz sollt'es vergessen;
Das hat es nicht gewollt.

Meine Mutter klag' ich an,
Sie hat nicht wohl gethan.“ u. s. w.

Es wird Alles, wie man sieht, der guten Mutter in die Schuhe geschoben! — Was kann, frage ich, Elisabeth's Mutter dafür, dass Reinhardt durch seine im Rathskeller getriebenen

¹⁾ Der Autor schreibt „stand“, während im Original „stund“ steht. (S. „Die schönsten deutschen Volkslieder. Gesammelt und herausgegeben von Georg Scherer. Illustrierte Prachtausgabe. Leipzig. 1880. Verlag von Alphons Dürr.“ auf der 3. Seite.)

²⁾ Ich stehe nicht an, hiemit offen zu bekennen, dass mir die erste Zeile („Ich stund auf hohen Bergen“) von der Blässe der Kunstpoesie angekränkt erscheint. Dem Manne aus dem Volke fällt es nicht bei, so pathetisch zu sprechen: „Ich stund auf hohen Bergen.“ — Die schlichte Rede des gemeinen Mannes begnügt sich in solchen Fällen mit dem Singular, wie es folgende (Volksliedern entnommene) Beispiele beweisen: „Da drobn aufen Bergerl is an Ackerl voll Ruab'n;“ — „Da drob'n aufen Berg steht a kohl-schwarzer Mann;“ (Siehe: „Oesterreichische Volksweisen in einer Auswahl von Liedern, Alpen-Melodien und Tänzen gesammelt von weiland Anton Ritter von Spaun. Mit 30 Zinkotypien nach Originalzeichnungen von Karl Geiger. Dritte verbesserte Auflage. Wien. Manz'sche k. k. Hof-Verlags- und Universitäts-Buchhandlung. 1882.“ Seite 47. und 61.); — „Ich stund auf einem Berge;“ — „Stand ich auf hohem Berge, sah in den tiefen Rhein;“ (S. Wolff's, „Poetischer Hausschatz des deutschen Volkes. Erneuert von Carl Oltrogge. Leipzig. Wigand. 1876.“ Seite 750. und 751.) — „Ich steh' auf einem hohen Berg, seh' nunter ins tiefe Thal;“ (Volkslied aus Elsass); — „Auf'm Berg (nicht „auf den Bergen“) steht a Schloss;“ — „Da droben auf jenem Berge“ (nicht „auf jenen Bergen“), da steht ein hohes Haus;“ — „Uf em Bergli bin i g'sässe, ha de Vögle zugeschaut“; — „Da droben auf jenem Berge, da steh' ich tausendmal“; (Siehe Ludwig Erk's, „Deutscher Liederschatz. Leipzig. C. F. Peters.“ In drei Bänden.); — „Ich stand auf Berges Halde.“ — „Von meinem Bergli muss i scheiden, wo's so liebli is und schön.“ Hier könnte es auch so heissen: „Von meinen Bergen muss ich scheiden“; bedenkt man aber, dass der Hirtenknabe gewöhnlich nur auf einem und demselben Berge weidet (vergl. „Ich bin vom Berg der Hirtenknab“; — **der Berg**, der ist mein Eigenthum,“) so wird man auch diesfalls den Singular dem Volkstone entsprechender finden. — Der Singular („auf dem Berge“) wird statt des Plurals („auf den Bergen“) im Volksliede überhaupt dann gebraucht, wenn eine Person oder eine Sache dort befindlich gedacht wird; z. B. „Uf'm Berge, da geht der Wind;“ — „auf den Bergen, da geht der Wind“ wäre auch ganz gut; da aber die zweite Zeile so lautet: „Da wiegt die Maria ihr Kind,“ so ist der Singular („uf'm Berge“) nothwendig. — In der Kunstpoesie mag es angehen, so zu sprechen: „Ich stund auf hohen Bergen und sah ins tiefe Thal“, aber in der Volkspoesie muss Einen eine derartige Ausdrucksweise gar sehr befremden. —

Allotria, welche ihn an der Erfüllung seines gegebenen Versprechens verhinderten, wie überhaupt durch seine nicht selten an Blödsinn grenzende Indolenz sein erträumtes Glück selbst verscherzt hat? —

Elisabeth, vom Inhalt des Liedes ergriffen, geht schweigend in den Garten hinab. Auch *Reinhardt* entfernt sich kurze Zeit nachher, nachdem er „eine Weile auf die Stelle, wo *Elisabeth's* feine Gestalt zwischen den Laubgängen verschwunden war,“ seine Blicke gerichtet hatte. — Der geneigte Leser irrt gewaltig, wenn er glaubt, *Reinhardt* habe sich deshalb entfernt, um „*Elisabeth's* feine Gestalt“ in den **Laubgängen** einzuholen und sie zu befragen, ob sie jene „weisse Frauengestalt“ gewesen sei? — *Reinhardt* liess *Elisabeth's* feine Gestalt ihres Weges gehen; er ging durchs Haus an das Wasser hinab. „*Reinhardt* ging immer am Ufer entlang. Einen Steinwurf vom Lande konnte er eine weisse Wasserlilie erkennen. Auf einmal wandelte ihn die Lust an, sie in der Nähe zu sehen; er warf seine Kleider ab und stieg ins Wasser.“ — Nachdem seine Lust gestillt war ¹⁾, kleidete er sich an „und ging langsam nach Hause zurück“, ohne sich um *Elisabeth* im geringsten zu kümmern. „Als er aus dem Garten in den Saal trat, fand er *Erich* und die Mutter in den Vorbereitungen zu einer kleinen Geschäftsreise, welche am andern Tage vor sich gehen sollte. — Wo sind denn Sie so spät in der Nacht gewesen? rief ihm die Mutter entgegen. — Ich, erwiderte er; ich wollte die Wasserlilie besuchen; es ist aber nichts daraus geworden. — Das versteht wieder einmal kein Mensch! sagte *Erich*. Was Tausend hattest Du denn mit der Wasserlilie zu thun? — Ich habe sie früher einmal gekannt, sagte *Reinhardt*; es ist aber schon lange her.“

Dunkel ist der Rede Sinn! — *Un po' più di luce!* — „Ich wollte die Wasserlilie besuchen; es ist aber nichts daraus geworden,“ sagt *Reinhardt*. Entspricht diese fade Redeweise der Wahrheit? Mit nichten, denn er besuchte sie ja! Er war ja ihr „so nahe gekommen, dass er die silbernen Blätter deutlich im Mondlicht unterscheiden konnte.“ (S. auf der 61. Seite.) — „Ich habe sie früher einmal gekannt, es ist aber schon lange her,“ sagt ferner *Reinhardt*. *Reinhardt*, der **Botaniker**, hat die Wasserlilie früher einmal gekannt, jetzt kennt er sie nicht mehr! — — — Er scheint, fürwahr, nicht nur seine ganze Jugend, sondern auch die Hälfte seines Verstandes mit der Zeit verloren zu haben! — — Das von der Wasserlilie Gesagte kann freilich auch eine uneigentliche, bildliche Bedeutung haben, jedoch es sieht auch in diesem Falle windig aus! Sobald man der bildlichen Bedeutung zu Leibe geht, gewahrt man, dass sie nicht stichhältig ist. —

¹⁾ Er konnte die Wasserlilie in der Nähe sehen, erreichen konnte er sie nicht. „Die Kraft ist schwach, allein die Lust ist gross.“ (Goethe)

Aus den Schlussworten („*Ich habe sie früher einmal gekannt, es ist aber schon lange her*“) scheint hervorzugehen, als hätte Reinhardt eine verstohlene Anspielung auf das einstige Zithermädchen machen wollen; jedoch die Worte „*Ich wollte die Wasserlilie besuchen*“ erlauben die Beziehung auf das (weiss Gott wo sich herumtreibende) Zithermädchen nicht. Übrigens auch ohnedies fiel es sehr schwer, zwischen dem braunen¹⁾ Zithermädchen und der weissen Wasserlilie, zwischen der Dirne und dem Symbol der Keuschheit irgendwelche Berührungspunkte zu finden. — Auch auf Elisabeth will das von der Wasserlilie Gesagte, leider, nicht passen! „*Ich habe Elisabeth früher einmal gekannt, es ist aber schon lange her.*“ Was soll das?!? — Reinhardt's folgende Worte: „*Ich wollte die Wasserlilie besuchen*“ sind nichts als Lug und Trug, sobald sie auf Elisabeth bezogen werden; denn Reinhardt war nicht Willens, Elisabeth aufzusuchen; es genügte ihm, „*Elisabeth's feine Gestalt zwischen den Laubgängen*“ verschwinden zu sehen; sie dort zu besuchen (aufzusuchen), liess er sich nicht in den Sinn kommen. — Das von der Wasserlilie Gesagte bleibt also in der uneigentlichen, figürlichen Bedeutung gerade so unverständlich, wie in der eigentlichen! — Mit Fug und Recht können Erich's folgende Worte dem Autor zu Gemüthe geführt werden: „*Das versteht wieder einmal kein Mensch!*“ — Um Reinhardt albernes Zeug reden zu lassen, war es bei Leibe nicht nöthig, ihn zur Hauptfigur zu machen! —

IX. Elisabeth.

„*Am folgenden Nachmittag wanderten Reinhardt und Elisabeth jenseit des Sees bald durch die Holzung, bald auf dem hohen, vorspringenden Uferrande. Elisabeth hatte von Erich den Auftrag erhalten, während seiner und der Mutter Abwesenheit Reinhardt mit den schönsten Aussichten der nächsten Umgebung, namentlich von der andern Uferseite auf den Hof selber, bekannt zu machen*“

Als sie zurückgekehrt waren, trafen, sie einen Scheerenschleiferkarren vor dem Hause. „*Ein Mann mit schwarzen, niederhängenden Locken trat emsig das Rad und sumnte eine Zigeunermelodie zwischen den Zähnen, während ein eingeschrirrter Hund schnaufend daneben lag. Auf dem Hausflur stand in Lumpen gehüllt ein Mädchen mit verstörten, schönen Zügen und streckte bettelnd die Hand gegen Elisabeth aus. Reinhardt griff in*

¹⁾ „*In einem Winkel des Gewölbes sassen ein Geigenspieler und ein Zithermädchen mit feinen, zigeunerhaften Zügen!*“ (S. auf der 24. Seite) „*Trinke (besser trink), mein böhmisch Liebchen!*“ (S. auf derselben Seite.) Bohémienne = Zigeunerin.

seine Tasche, aber Elisabeth kam ihm zuvor und schüttelte hastig den ganzen Inhalt ihrer Börse in die offene Hand der Bettlerin.“

Das einstige Zithermädchen erscheint als Bettlerin nach langen Jahren wieder. Als sie die Hand um ein Almosen gegen Elisabeth ausstreckt, schüttelt diese „*hastig den ganzen Inhalt ihrer Börse in die offene Hand der Bettlerin.*“ — Pfl egte Elisabeth in die hingehaltene Hand eines jeden Bettlers und einer jeden Bettlerin den *ganzen* Inhalt ihrer Börse *hastig* zu schütteln? oder geschah es diesmal ausnahmsweise? — Was mochte sie zu dieser Ausnahme bewogen haben? — Wer weiss es? — Selbst der Autor scheint es nicht zu wissen, da er es sonst seinen Lesern sicherlich gesagt hätte.

„*Dann wandte sie sich eilig ab, und Reinhardt hörte, wie sie schluchzend die Treppe hinaufging.*“

Warum wandte sich Elisabeth eilig ab und warum brach sie in ein heftiges lautes Weinen aus? — Ohne Ursache würde sie sich nicht *eilig* abgewendet haben! Ohne triftige Beweggründe wäre sie nicht *schluchzend* die Treppe hinaufgegangen.

Ist denn Elisabeth eine Hellseherin, der es genügt, eine in Lumpen gehüllte Bettlerin anzusehen, um allsogleich ihre ganze Lebens- und Leidensgeschichte inne zu haben?! — Oder hat sie ihre den Lebenslauf der Bettlerin betreffenden Kenntnisse etwa einem Traumbuche zu verdanken? — Oder hat vielleicht während einer spiritistischen Séance der Mund eines allwissenden Geistes ihr Aufschlüsse über die Lebensschicksale der Bettlerin gegeben? — Warum hüllt sich denn der Verfasser immer und ewig in ein tiefes Schweigen? — Warum wird von ihm der Leser unaufhörlich zum Ausbrüten der schnurrigsten Vermuthungen gezwungen! — — —

Sollte Elisabeth das einstige Zithermädchen bereits gesehen und insgeheim gesprochen haben? sollte sie aus dem Munde dieses Mädchens längst Dinge erfahren haben, aus denen sie ersehen konnte, dass Reinhardt nie eine ernste Absicht auf sie hatte? Sollten etwa gerade die Enthüllungen des einstigen Zithermädchens es bewirkt haben, dass Elisabeth aus Unmuth darüber, dass Reinhardt sie hinters Licht geführt hatte, einem Manne ihr Jawort gab, den sie auch später, als Gatten, nur mit „*schwesterlichen*“ (!!!) Augen zu betrachten vermochte? — — Verhielte es sich so, dann könnte Elisabeth's räthselhaftes Gebaren folgenderweise gedeutet werden: Elisabeth „*schüttelte hastig den ganzen Inhalt ihrer Börse in die offene Hand der Bettlerin,*“ um sich gegen das ehemalige Zithermädchen erkenntlich zu bezeigen für die Enthüllungen, durch welche ihre Augen geöffnet wurden; dass Elisabeth sich dann eilig abwandte und schluchzend die Treppe hinaufging, könnte darin seine Erklärung finden, dass sie durch den Anblick des ehemaligen Zithermädchens plötzlich an

alles das schmerzhaft erinnert wurde, was ihre auf *Reinhardt's* Zuneigung gesetzte Hoffnung vernichtet hatte. — —

„*Er wollte sie aufhalten, aber er besann sich und blieb an der Treppe zurück.*“

Reinhardt hatte die Wahl, entweder der schluchzenden *Elisabeth* nachzueilen, sie aufzuhalten und sie um die Ursache ihres plötzlichen Schmerzes zu befragen, — oder zu bleiben, um das ehemalige Zithermädchen sprechen zu können. — Er besann sich und — blieb.

Ihm war also an *Elisabeth's* Jammer nichts gelegen! Ihre Thränen rührten ihn nicht! Ihr Gram liess ihn kalt! — —

„*Das Mädchen stand noch immer auf dem Flur, unbeweglich, das empfangene Almosen in der Hand. — Was willst Du noch? fragte Reinhardt. Sie fuhr zusammen. Ich will nichts mehr, sagte sie; dann den Kopf nach ihm zurückwendend, ihn anstarrend mit den verirrten Augen, ging sie langsam gegen die Thür. Er rief einen Namen aus, aber sie hörte es nicht mehr; mit gesenktem Haupte, mit über der Brust gekreuzten Armen schritt sie über den Hof hinab:*

*Sterben, ach sterben
Soll ich allein!*

Ein altes Lied brauste ihm ins Ohr, der Athem stand ihm still; eine kurze Weile, dann wandte er sich ab und ging auf sein Zimmer. Er setzte sich hin, um zu arbeiten, aber er hatte keine Gedanken. Nachdem er es eine Stunde lang vergebens versucht hatte, ging er ins Familienzimmer hinab. Es war Niemand da, nur kühle grüne Dämmerung.“

Wer könnte es sagen, warum die Bettlerin, als sie *Reinhardt's* ansichtig wurde, unbeweglich auf dem Flur stillstand? warum sie *zusammensuhr*, als sie von *Reinhardt* gefragt wurde, was sie noch wolle? was ihre Antwort „*Ich will nichts mehr*“ in Hinsicht auf *Reinhardt* zu bedeuten habe? warum sie ihn „*mit den verirrten Augen*“ anstarrte? — — —

„*O si possimus rerum cognoscere causas!*“

Sollte etwa *Reinhardt* seine Jugendfreundin, *Elisabeth*, betrogen haben? sollte es trotz der Versicherung des Autors nicht wahr gewesen sein, dass *Elisabeth* ihm als „*der Ausdruck für alles Liebliche und Wunderbare seines aufgehenden Lebens*“ erschien? sollten die angeführten Verszeilen („*Er wäre fast verirrt und wusste nicht hinaus; da stand das Kind am Wege und winkte ihm nach Haus!*“) eine Unwahrheit gesagt haben? sollte *Reinhardt's* Betheuerung, dass er seiner Jugendgespielin (*Elisabeth*) noch eben so gut sei, wie ehemals, „*eine freche Lüge*“ gewesen sein? sollte *Reinhardt* das Zithermädchen wieder auf-

gesucht haben? ¹⁾ — sollte er das kleine Kreuz „von rothen Korallen“ ²⁾ für das Zithermädchen (Zigeunermädchen stehen rothe Korallen gut) und nicht für den Inbegriff „alles Lieblichen und Wunderbaren seines aufgehenden Lebens,“ für Elisabeth, gekauft haben? sollte Reinhardt mit dem Zithermädchen im Geheimen ein Verhältniss gehabt haben? sollte er später des Zithermädchens überdrüssig geworden sein und es verstossen haben?

Wenn es dem so wäre, dann würde das wunderliche Benehmen der Bettlerin freilich keiner Erklärung, keiner Begründung mehr bedürfen! — — — — — Ja! wenn

„Er rief einen Namen aus.“ — Wessen Namen? Vermuthlich den des Zithermädchens. ³⁾ — Es gewinnt den Anschein, als hätte Reinhardt durch diesen Ausruf seine Sehnsucht nach ihr und gleichzeitig sein tief empfundenes Mitleid kund thun wollen; — als wäre er durch ihren Anblick mächtig ergriffen worden; — als wäre ihm ihr Los nah ans Herz gegangen und als hätte er ihr etwas zu sagen gehabt. — Ein trügerischer Schein! — Reinhardt liess sie, da der Gefühllose ihr nichts zu sagen hatte, mit gesenktem Haupte, mit über der Brust gekreuzten Armen über den Hof hinab schreiten, ohne einen Versuch gemacht zu haben, sie zum Stillstehen zu bewegen, ohne sich die geringste Mühe gegeben zu haben, sie zu sprechen! — — Reinhardt hatte, wie wir sahen, die Wahl, entweder der schluchzenden Elisabeth zu folgen oder dem ehemaligen Zithermädchen zu Lieb zu bleiben. Er blieb. Warum denn, wenn ihm am Schicksal dieses Mädchens nichts gelegen war?! — — —

¹⁾ „Reinhardt setzte das Glas aus der Hand und griff nach seiner Mütze. Was willst Du? fragte das Mädchen. (Es ist vom Zithermädchen die Rede.) Ich komme schon wieder.“ (Antwortete Reinhardt.) S. auf der 26—27. Seite.

²⁾ „Als Reinhardt in die Nähe des Rathskellers kam, hörte er aus der Tiefe herauf Geigenstrich und den Gesang des Zithermädchens; nun klingelte unten die Kellerthür, und eine dunkle Gestalt schwankte (vermuthlich hat diese vom Autor nicht beleuchtete dunkle Gestalt im Rathskeller des Guten zu viel gethan) die breite, matt erleuchtete Treppe herauf. Reinhardt trat in den Häuserschatten und ging dann rasch vorüber. Nach einer Weile erreichte er den erleuchteten Laden eines Juweliers, und nachdem er hier ein kleines Kreuz von rothen Korallen eingehandelt hatte, ging er auf demselben Wege, den er gekommen war, wieder zurück.“ (S. auf der 31. Seite.)

³⁾ Der Leser kann natürlich auch an einen andern Namen denken. Ganz „a piacere,“ da es dem Autor gar nicht daran gelegen ist, dass man ihn verstehe! — „Immensee“ darf überhaupt nicht ans Licht gehalten werden! — „Immensee“ gehört nicht zu jenen dichterischen Kunstproducten, welche die Helle des Tages nicht zu scheuen haben! — Eine kritische Beleuchtung verträgt „Immensee“ schon gar nicht! — Niemand kommt daher dem Verfasser „Immensee“'s ungelegener, als ein denkender, dem Sinne des von ihm Gesagten nachspürender Leser! — „Immensee“ ist nur für Denksfaule da, deren Anzahl auch in Berlin (— wenn man aus den dort erschienenen zweiundreissig Auflagen so schliessen darf —) eine ansehnliche sein muss. —

„Eine kurze Weile, dann wandte er sich ab und ging auf sein Zimmer.“

Das ist unerhört! Er ging auf sein Zimmer, als wäre gar nichts vorgefallen! Er ging auf sein Zimmer, ohne sich um das verzweiflungsvoll von dannen ziehende ehemalige Zithermädchen weiterhin zu kümmern! — Er ging auf sein Zimmer, anstatt *Elisabeth* aufzusuchen, obschon er ihr herzerreissendes *Schluchzen* gehört hatte, als er sie allein die Treppe hinaufgehen liess! — Welcher Leser, frage ich, wird sich noch ferner in der lächerlichen Rolle des Gefoppten gefallen, mit sich auch fernerhin „*blinde Kuh*“ spielen lassen und ernstlich glauben wollen, dass von allem dem, was der Autor von den Gefühlen *Reinhardt's* zu schreiben weiss, auch nur eine einzige Silbe wahr sei?! — — —

„*Er setzte sich hin, um zu arbeiten, aber er hatte keine Gedanken.*“ — Natürlich! Wer kein Herz hat, kann auch keine sonderlichen Gedanken haben! —

Da es mit der Kopfarbeit nicht gehen wollte, „ging er an den See hinab und band den Kahn los“ und machte, während *Elisabeth* vereinsamt vor Gram in Thränen zerfloss, eine Wasserfahrt. „Als er wieder nach Hause kam, war es dunkel; auf dem Hofe begegnete ihm der Kutscher, der die Wagenpferde ins Gras bringen wollte, die Reisenden waren eben zurückgekehrt. Bei seinem Eintritt in den Hausflur hörte er *Erich* im Gartensaal auf- und abschreiten. Er ging **nicht** zu ihm hinein; er stand einen Augenblick still und stieg dann **leise** die Treppe hinauf nach seinem Zimmer Unter ihm im Hause ging Alles zur Ruhe.“ Er durchwachte die Nacht; er konnte nicht schlafen. — Als der Morgen anbrach, trat er an den Tisch; „er tappte nach einem Bleistift, und als er diesen gefunden, setzte er sich und schrieb damit einige Zeilen auf einen weissen Bogen Papier.“¹⁾ Nachdem er hiermit fertig war, nahm er Hut und Stock, und das Papier zurücklassend, öffnete er **behutsam**²⁾ die Thür und stieg in den Flur hinab. Die Morgendämmerung ruhte noch in allen Winkeln; die grosse Hauskatze dehnte sich auf der Strohmatten und sträubte den Rücken gegen seine Hand, die er gedankenlos entgegenhielt. Draussen im Garten aber **priesterten schon die Sperlinge von den Zweigen**³⁾ und sagten es Allen, dass die Nacht vorbei

¹⁾ Was war es? Etwa abermals „ein Geheimniss, ein schönes,“ gleich jenem andern, das *Elisabeth* „nach zwei Jahren“ erfahren sollte, aber nie erfahren hat? — (Zur Steuer der Wahrheit muss übrigens gesagt werden, dass *Elisabeth* sonderbarerweise nie das Bedürfniss fühlte, nach dem schönen Geheimniss zu fragen! —) —

²⁾ Siehe da! *Reinhardt* wollte sich fortschleichen, sich heimlich aus dem Staube machen, durchgehen wie ein Holländer!

³⁾ Der Autor bekleidet die *Sperlinge*, diese **gemeinen** Vögel, mit dem Priesteramte und lässt sie von der Kanzel („von den Zweigen“) den Anbruch des Morgens predigen! — Ist es nicht ein sonderbarer Einfall, mit der

sei. Da hörte er oben im Hause eine Thür gehen; es kam die Treppe herunter, und als er auf sah, stand Elisabeth vor ihm. Sie legte die Hand auf seinen Arm, sie **bewegte die Lippen, aber er hörte keine Worte.**¹⁾ — Du kommst nicht wieder, sagte sie endlich. Ich weiss es, **lüge nicht**; Du kommst nie wieder. — **Nie**, sagte er.“

Reinhardt muss in den Augen Elisabeth's bereits sehr tief gesunken sein, dass sie bei ihm sogar die Möglichkeit des **Lügens** voraussetzt! — „**Lüge nicht!**“ Diese schnöde Ermahnung wirft auf Reinhardt's ohnedies nicht sehr erfreulichen Charakter ein eigenes Licht, denn ohne eine zwingende Ursache pflegt sich kein Gebildeter eines so scharfen, beleidigenden Ausdruckes zu bedienen. Oder geschieht etwa auch diese Äusserung eben so ohne Ursache, ohne Grund, ohne Motiv, wie fast alles Andre in diesem — „*Immensee*“ betitelten — literarischen Quark,²⁾ der den schönen Einband und den blendenden Goldschnitt eben so wenig verdient, wie die bisherigen *zweiunddreissig* Auflagen.³⁾ —

Nachdem Reinhardt ihr mit einem schroffen „**Nie!**“ lakonisch kund gethan hatte, dass er nie wieder kommen werde,

Führung des Predigeramtes *Spatzen* zu betrauen? — Ich fürchte nicht, auf einen ernstlichen Widerspruch zu stossen, wenn ich behaupte, dass die bezügliche *Metapher* („die Sperlinge priesternten schon von den Zweigen“) eine unschickliche sei, der Würde des Predigeramtes nicht entspreche. — *Spatzen*, als *Priester*, als *Prediger*, gehören nicht in eine *ernste* Schilderung des Sonnenaufgangs, sondern in ein *Scherz-* oder *Spottgedicht*. Die Richtigkeit dieser meiner Ansicht mag jene indische Thierfabel erhärten, in welcher ein „schmarotzender Sperling als **Brahman**“ sein Wesen treibt. — (In Grimm's Wörterbuch steht nach dem Worte „priestern“ Folgendes: „verb. predigen: draussen im Garten priesternten schon die Sperlinge von den Zweigen. [so auf einem Zettel von J. Grimm's Hand, ohne Beleg.]“ Nun wissen wir, dass die angeführte Stelle in Storm's „*Immensee*“ zu finden ist.)

¹⁾ Da fällt Einem unwillkürlich die Bibel ein, wo (siehe das erste Kapitel *Samuel*) von einem Weibe (*Hannah*) die Rede ist: „Allein ihre Lippen regten sich und ihre Stimme hörte man nicht. Da meinte Eli, sie wäre trunken; und sprach zu ihr: Wie lange willst du trunken sein? Lass den Wein von dir kommen, den du bei dir hast.“ — — Wünscht etwa *Immensee's* Autor, dass auch Elisabeth für „trunken“ gehalten werde? — Oder ist die Lippenbewegung ohne Worte bei Elisabeth irgend einer andern Ursache zuzuschreiben? — —

²⁾ Oder besser gesagt „*Quärkchen*“, denn „*Immensee*“ ist von einem sehr kleinen Umfange. Dieses im *Duodez* (d. i. *Zwölftelformat*) gedruckte literarische Fabricat zählt bloss 70, sammt dem Umschlag 72 Seiten, von welchen aber über 20 Seiten theils ganz, theils fast leer sind, theils nur zur Hälfte, theils bloss zum dritten Theile bedruckt sind, so dass das Ganze **ohne Raumverschwendung** im *Octav* etwa zwei Druckbogen ausmachen würde! — Nichts desto weniger kostet „*Immensee*“ das hübsche Sümmechen von **drei** M. (d. i. 1 Guld. 80 Kr.)! — Es lebe die höhere Industrie!

³⁾ Die im Jahre 1890 erschienene *dreiunddreissigste* Auflage besitze ich nicht, da ich es nicht über das Herz bringen konnte, nochmals **drei** Mark zu opfern; — übrigens wette ich Zehn gegen Eins, dass diese neueste Auflage nicht um ein Haar besser oder schlechter ist, als die vorigen.

schickte er sich an, sie zu umarmen! — Das geht über den Spass! — Das scharfe, barsche „Nie!“ liess doch erwarten, dass zwischen ihm und *Elisabeth* bereits Alles unbedingt zu Ende sei! — — Der Leser ist übrigens im Irrthum, wenn er glaubt, *Reinhardt* habe desshalb seine Arme nach *Elisabeth* ausgestreckt, um sie zu umarmen. — — Ihm war es bloss um einen theatralischen Abgang zu thun! — „*Er that einen Schritt vorwärts und streckte* (gleich einem Ballettänzer) *die Arme nach ihr aus. Dann kehrte er sich gewaltsam um und ging zur Thür hinaus.*“ —

Auf diese komoediantenhafte Weise verliess *Reinhardt* auf immer *Elisabeth*!

„*Tirez le rideau, la farce est jouée!*“

Aber nicht nur komoediantenhafte, sondern auch den Anstand verletzend war die Art und Weise, wie *Reinhardt* „*Immensee*“ verliess. — Sowohl *Erich*,¹⁾ als auch *Elisabeth's* Mutter²⁾ haben ihn mit der grössten Herzlichkeit in ihr gastliches Haus aufgenommen, und, siehe da, er ging davon, ohne sich von ihnen verabschiedet zu haben! — — „*Er sah nicht rückwärts, er wanderte rasch hinaus, und mehr und mehr versank hinter ihm das stille Gehöft, und vor ihm aufstieg*³⁾ *die grosse weite Welt.*“

X. Der Alte.

„*Der Mond schien nicht mehr in die Fensterscheiben, es war dunkel geworden; der Alte aber sass noch immer mit gefalteten Händen in seinem Lehnstuhl und blickte vor sich hin in den Raum des Zimmers. Allmählig verzog sich vor seinen Augen die schwarze Dämmerung um ihn her zu einem breiten dunklen See; ein schwarzes Gewässer legte sich hinter das andere, immer tiefer und ferner, und auf dem letzten so fern, dass die Augen des Alten sie kaum erreichten, schwamm einsam zwischen breiten Blättern eine weisse Lilie.*“ — Die Stubenthür ging auf, und statt der weissen Lilie trat die graue Wirklichkeit in der Gestalt der alten⁴⁾ Haushälterin, *Brigitte*, ein.

¹⁾ „Und nun wir ihn (*Reinhardt*) haben, sagte er (*Erich*), nun lassen wir ihn sobald nicht wieder los. Er ist so lange draussen gewesen; wir wollen ihn wieder heimisch machen.“ (S. auf der 51. Seite.)

²⁾ „In diesem Augenblick kam die Mutter, mit einem Schlüsselkorbchen am Arm, zur Thür herein. — Herr *Werner*, sagte sie, als sie *Reinhardt* erblickte; ei, ein eben so lieber als unerwarteter Gast.“ (S. auf der 51. Seite.)

³⁾ Eine überkühne Wortstellung, welche sogar in der gebundener Rede befremdet; z. B.:

„Nur Sonntags, mit dem Glockenklang im Bunde,
Aufsteigt die stolze Britenflagg' im Blauen.“

Anastasius Grün. („*Helgoland*.“)

⁴⁾ „Bei dem Schall der Thürglocke wurde drinnen in der Stube von einem Guckfenster, welches nach der Diele hinausging, der grüne Vorhang

„*Es ist gut, dass Sie kommen, Brigitte, sagte der Alte. Stellen Sie das Licht nur auf den Tisch.*“

Es wurde *hell* in der Stube; ob es aber auch in *Reinhardt's dunklem Oberstübchen* gleichzeitig *heller* geworden sei, das zu ergründen, wäre eine vergebene Mühe. — —

„*Lasciamo ogni speranza!*“

Was die Nebenpersonen (*Erich, Reinhardt's Mutter, Elisabeth's Mutter* u. s. w.) betrifft, so lässt sich von ihnen, leider, nicht viel sagen, da sie gar zu *kleine* Rollen spielen. Das grösste Lob verdient unter ihnen unstreitig der *Proviantmeister*; er ist in seiner Art geradezu *köstlich*, wovon das folgende (seine ganze Rolle enthaltende) Citat den Leser vollkommen überzeugen wird:

„*Ein alter Herr warf sich zum Proviantmeister auf. Alle um mich herum, Ihr jungen Vögel! rief er, und merkt genau, was ich Euch zu sagen habe. Zum Frühstück erhält jetzt ein Jeder von Euch zwei trockene Wecken; die Butter ist zu Hause geblieben, die Zukost muss sich ein Jeder selber suchen. Es stehen genug Erdbeeren im Walde, das heisst für den, der sie zu finden weiss. Wer ungeschickt ist, muss sein Brot trocken essen; so geht es überall im Leben. Habt Ihr meine Rede begriffen? — Ja wohl! riefen die Jungen. — Ja seht, sagte der Alte, sie ist aber noch nicht zu Ende. Wir Alten haben uns im Leben schon genug umhergetrieben; darum bleiben wir jetzt zu Haus, das heisst, hier unter diesen breiten Bäumen, und schälen die Kartoffeln und machen Feuer und rüsten die Tafel, und wenn die Uhr zwölf ist, sollen auch die Eier gekocht werden. Dafür seid Ihr uns von Eueren Erdbeeren die Hälfte schuldig, damit wir auch einen Nachtisch serviren können. Und nun geht nach Ost und West und seid ehrlich!*“ — Die Jungen machten allerlei schelmische Gesichter. „*Halt! rief der alte Herr noch einmal. Das brauche ich Euch wohl nicht zu sagen, wer keine findet, braucht auch keine abzuliefern; aber das schreibt Euch wohl hinter Eure feinen Ohren, von uns Alten bekommt Ihr auch nichts. Und nun habt Ihr für diesen Tag gute Lehren genug; wenn Ihr nun noch Erdbeeren dazu habt, so werdet ihr für heute schon durchs Leben kommen.*“

Die Jungen zerstreuten sich paarweise um Erdbeeren zu suchen. — Alle kehrten zur Mittagszeit mit Erdbeeren zurück. Nur *Reinhardt* und *Elisabeth* fanden keine. „*So traten sie ihren Rückweg an; das Erdbeerensuchen haben sie aufgegeben, denn Elisabeth war müde geworden. Endlich klang zwischen den Bäumen hindurch das Lachen der Gesellschaft, dann sahen sie*

weggeschoben, und das Gesicht einer alten Frau dahinter sichtbar. Der Mann winkte ihr mit seinem Rohrstock. Noch kein Licht! sagte er mit einem etwas südlichen Accent; und die Haushälterin liess den Vorhang wieder fallen.“ (S. auf der 6. Seite.)

auch ein weisses Tuch am Boden schimmern, das war die Tafel, und darauf standen die Erdbeeren in Hülle und Fülle. Der alte Herr hatte eine Serviette im Knopfloch und hielt den Jungen die Fortsetzung seiner moralischen Reden, während er eifrig an einem Braten herumtranschirte. Da sind die Nachzügler, riefen die Jungen, als sie Reinhardt und Elisabeth durch die Bäume kommen sahen. „Hierher!“ rief der alte Herr: „Tücher ausgelehrt, Hüte umgekehrt! Nun zeigt her, was Ihr gefunden habt.“

„Hunger und Durst!“ sagte Reinhardt. „Wenn das Alles ist,“ erwiderte der Alte und hob ihnen die volle Schüssel entgegen, „so müsst Ihr es auch behalten. Ihr kennt die Abrede; hier werden keine Müssiggänger gefüttert.“ — Endlich liess er sich aber doch erbitten, und nun wurde Tafel gehalten; dann schlug die Droschel aus den Wachholderbüschen.“ — — —

XI. Eine Kunstpause!

Kehren wir zu *Reinhardt* und *Elisabeth* zurück!

Reinhardt hatte, wie wir bereits wissen (s. auf der 18. Seite die Anmerkung), an sein Ideal, an *Elisabeth*, während eines **halben Jahres ohne Ursache** (!) keinen einzigen Brief geschrieben! — Dafür hätte er ein Paar *Lessingische* ¹⁾ wohl mit Recht verdient. — — Jedoch er lässt sich noch Aergeres zu Schulden kommen. Hören wir!

„Fast **zwei Jahre** nachher sass *Reinhardt* vor seiner Lampe zwischen Büchern und Papieren in Erwartung eines Freundes, mit welchem er gemeinschaftliche Studien übte. Man kam die Treppe herauf. „Herein!“ — Es war die Wirthin. „Ein Brief für Sie, Herr *Werner*!“ — Dann entfernte sie sich wieder. — *Reinhardt* hatte seit seinem Besuch in der Heimath (d. h. seit fast **zwei Jahren!!!**) nicht an *Elisabeth* geschrieben und von ihr keinen Brief mehr erhalten. Auch dieser war nicht von ihr; es war die Hand seiner Mutter.“ (S. auf der 42. Seite.)

Reinhardt und *Elisabeth* haben nach dem Wortlaute des Citates fast **2** sage **zwei Jahre** lang — ohne Ursache, ohne irgend einen Grund — einander nicht geschrieben! — Dies ist um so unbegreiflicher, als nach allem dem vom Autor in Bezug auf *Reinhardt* und *Elisabeth* Gesagten im Gegentheil ein ununterbrochener, lebhafter Briefwechsel zu erwarten war. — Wie kommt es, dass *Reinhardt* und *Elisabeth* ohne allen Grund, ohne die geringste Ursache einander urplötzlich so unmenschlich *gleichgültig* werden, dass sie es fast **zwei Jahre** lang nicht der Mühe werth finden, einander zu schreiben?! — —

¹⁾ Von ihrer Wucht gibt die folgende Aeussereung *Lessing's* einen vollkommenen Begriff: „Wer mich ein *Genie* nennt, dem geb' ich ein **Paar** Ohrfeigen, dass er denken soll, es sind **vier**.“

Reinhardt, der seine *Elisabeth* angeblich über die Massen liebt, — *Reinhardt*, der dies Mädchen nach der Versicherung des Autors als den Ausdruck für alles *Liebliche* und *Wunderbare* seines aufgehenden Lebens betrachtet, — *Reinhardt*, der seine Jugendgefährtin als sein Ideal in unzähligen *Versen* besingt, — *Reinhardt*, der es fühlt, dass von ihrem Besitze „*aller Werth und alle Lieblichkeit seines künftigen Lebens* abhängen,“ — *Reinhardt*, der zuerst *ihren* Brief erbricht und liest und dann erst den seiner lieben Mutter, — *Reinhardt*, der, nachdem er von ihr Abschied genommen hatte, sich noch einmal umwandte, um „*ihre liebe Gestalt*“ noch einmal zu sehen, — dieser *Reinhardt* vergisst, kaum dass er der Heimat den Rücken gekehrt hatte, seine *Elisabeth* gänzlich, kümmert sich um sie fast 2 sage **zwei** Jahre lang gar nicht, schreibt ihr während dieser entsetzlich langen Zeit keinen einzigen Brief, keinen einzigen, obgleich es während *zweier* Jahre an Veranlassungen, an, so zu sagen, *zum Schreiben zwingenden* Gelegenheiten nicht fehlen konnte. — Zweimal rückten während dieser Zeit die Weihnachten heran: *Reinhardt* schrieb seiner *Elisabeth* weder das eine, noch das andre Mal; — zweimal feierte man während zweier Jahre das Osterfest: *Reinhardt* fühlte nicht das Herzensbedürfniss, seiner *Elisabeth* zu schreiben; — *Elisabeth* beging während seiner Abwesenheit zweimal ihren Namens- und Geburtstag: *Reinhardt* hielt es nicht für nöthig, ihr seinen Glückwunsch zu senden und sie gleichzeitig zu befragen, ob sie ihn noch immer so lieb habe, wie vordem. — — — Wie soll man sich, frage ich, diese plötzlich — *ohne Ursache* — eingetretene Gleichgültigkeit *Reinhardt's* gegen *Elisabeth* erklären? — Ist *Reinhardt's* alberne Gleichgültigkeit, stumpfsinnige Indolenz, die ihres Gleichen sucht, aber nicht findet, nach dem bisher Gesagten wahrscheinlich? ist sie glaublich? ist sie möglich? — — —

Auch *Elisabeth's* schaurige Gleichgültigkeit ist unbegreiflich. — Auch sie schrieb ihrem *Reinhardt* während *zweier* Jahre kein Sterbenswort! — Zu Weihnachten sandte sie ihm einen Brief; dann schrieb sie ihm *zwei* Jahre lang gar nicht, obschon sie ihm beim Abschiede zu verstehen gab, dass sie ihn auch künftighin eben so lieb haben werde, wie bisher. — Wenn sie ihn lieb hatte, warum schrieb sie ihm also während seiner *zweijährigen* Abwesenheit nicht? —

„Und erklärt mir, Oerindur,
Diesen Zwiespalt der Natur!“

Aengstigte sie *Reinhardt's* beharrliches Schweigen nicht? — *Reinhardt* konnte ja eine Zeit lang wegen schwerer Krankheit am Schreiben verhindert gewesen sein! — — Eine schriftliche Anfrage von Seiten *Elisabeth's*, um die Ursache seines Schweigens zu erfahren, liegt so sehr in der Natur der Sache,

dass die *unmotivirte* Unterlassung derselben den *denkenden* Leser mit Unwillen erfüllen muss. — — —

Jener Autor befindet sich fürwahr in einem grossen Irrthum, der da glaubt, dass die *Motivirung* nicht seine erste Pflicht, seine höchste Aufgabe sei; — der da meint, dass er sich *die Angabe der Ursachen* ersparen und vor dem Richterstuhle der unparteiischen Kritik zu seiner Entschuldigung die folgenden Verse aus Müller's „*Schuld*“ anführen könne:

„*Was* geschieht, is hier nur klar;
Das *Warum* wird offenbar,
Wenn die *Todten auferstehen!*“

So lange kann selbstverständlich kein vernünftiger Kritiker warten. — — —

Wenn es wahr ist, dass jede *unmotivirte*, *willkürliche* Anordnung und Verbindung der Natur eines wahren Dichterwerkes widerspricht; wenn es wahr ist, dass (wie *Lessing* sagt) nichts anstössiger ist, als wovon wir uns keine Ursache geben können; wenn es wahr ist, dass ein Dichterwerk, in welchem die *Motivirung* fehlt, ein *anstössiges*, *aesthetisch missfälliges* literarisches Product ist und als solches das Hauptgesetz der *schönen Kunst* verletzt: so muss es nicht minder wahr sein, dass der Angabe der Ursachen, der Darlegung der Beweggründe sich kein Autor entziehen darf; so muss es nicht minder wahr sein, dass die *Motivirung* der Sprech- und Handlungsweise der in einem literarischen Werke vorkommenden Personen unerlässlich ist.

Wie feige, wie verächtlich, wie thöricht müsste uns in der „*Ilias*“ z. B. *Achilles* vorkommen, wenn in diesem unerreichbaren Heldengedichte die *Ursache*, *warum* sich der Sohn der *Thetis* mit den Seinen vom Kampfe zurückzog, nicht angegeben wäre! —

Hagen müsste für *unzurechnungsfähig*, für *wahnsinnig* angesehen werden, wenn die deutsche *Ilias* die Angabe der *Ursache*, *warum Hagen an Siegfried* zum Mörder ward, unterlassen hätte.

Wie sonderbar, wie unbegreiflich müsste Einem z. B. die Göttin *Juno* bei *Vergilius* vorkommen, wenn man die *Ursache* nicht erführe, *warum* diese Göttin dem biedern *Aeneas* so spinnefeind ist, *warum* sie ihn so lange von Italien fernhält und ihn in andre Länder verschlägt, *warum* sie ihn später auch noch in Italien unerbittlich verfolgt und ihm dort blutige Kriege erregt.

Wäre die Angabe der Ursachen überflüssig; wäre es somit recht, dass der Autor „*Immensee*“'s die *Motivirung* unterlässt: dann hätte bei *Vergil* die feierliche Bitte um die Angabe der Ursachen („*Musa, mihi causas memora!*“ — „*Muse, des Grolls Ursachen verkünde mir!*“ *Voss.*) freilich unterbleiben können! —

Dass ein literarisches Product seinen ganzen Werth verlieren könne, wenn darin die Angabe der „*causa motiva*“ fehlt, das habe ich bereits vor einigen Jahren anschaulich zu machen gesucht, als ich in einer Abhandlung unter Anderm auch Arany's Ballade „*Ladislaus V.*“ besprach.¹⁾ — In dieser Ballade steht der König *Ladislaus der Fünfte* von Allen verlassen da, nur ein Diener bleibt ihm treu; dieser beruhigt und ermuthigt den König, so oft ein böser Traum ihn schreckt; — dieser geht in seiner Dienstfertigkeit so weit, dass er zur Beruhigung des Königs bei Nacht während eines Gewitters nicht ohne Lebensgefahr (— da er in die Hände der Gegner des Königs fallen konnte —) sich zum Kerker begibt, um nachzusehen, ob dort die Gefangenen streng bewacht werden; — dieser Diener theilt mit seinem Herrn und König alle Widerwärtigkeiten, die das Verhängniss dem Könige bereitet; — dieser treue Diener folgt dem König sogar ins Exil und setzt sich allen jenen Gefahren aus, die den König auf der Flucht bedrohen. — Auf fremdem Boden angekommen verlangt der von der langen Reise erschöpfte König zu trinken; — der „*treue*“ Diener reicht ihm — Niemand weiss, **warum?** — einen **Gifttrank** dar!!! — — —

„*Horrible, most horrible!*“ muss man hier mit *Shakspeare* unwillkürlich ausrufen. — Oder verstosst es etwa nicht gegen die Logik des Naturgesetzes und gegen die des menschlichen Herzens, wenn ein Diener seinen Herrn, dem er selbst in den schwierigsten Verhältnissen des Lebens *treu* zur Seite stand, plötzlich *ohne alle Ursache* vergiftet?! — Wie soll man hier auf die Spur des *ursachlichen* Zusammenhanges kommen. — Nichts ist aber (wie *Lessing* sagt) *anstössiger*, als wovon wir uns *keine Ursache* geben können. — — — Da der Dichter die Vergiftung des Königs in seiner Ballade mit keinem einzigen Worte *motivirt*, so kann dieses sein Gedicht nimmermehr für *gelingen* erachtet werden.²⁾ — Nichts desto weniger wird diese *verunglückte* Ballade bei uns zu Hause allenthalben als ein hochpoetisches Kunstwerk bewundert und in allen Schulen gelesen, *commentirt* und *declamirt*! — — —

„*Revenons à nos moutons!*“

„*Immensee*“ ist nach allem dem Gesagten ein *anstössiges* literarisches Product; oder ist es etwa nicht *anstössig*, dass *Reinhardt* und *Elisabeth* *ohne Ursache* fast **zwei** Jahre lang einander kein sterbendes Wort schreiben? — — Wie konnte der Autor dem *denkenden* Leser zumuthen, dass er es für möglich halte, dass *Reinhardt* und *Elisabeth* in ihrem Briefwechsel **ohne Ur-**

¹⁾ Siehe: „*Közoktatás.*“ 1888. Nro 48 u. 49. Siehe ferner: „*Frau Agnes. Abhandlung von Prof. Árpád Török von Ponor. Aus dem Ungarischen übersetzt von Karl Göndör. Budapest. 1883.*“ auf der 9. Seite.

²⁾ Siehe die *grosse Anmerkung* auf der 46. Seite.

sache eine fast *zweijährige* Pause eintreten liessen? — Wie konnte es ferner dem Autor entgehen, dass, sobald als *Reinhardt's* Interesse für *Elisabeth* und *Elisabeth's* Theilnahme an dem Schicksale *Reinhardt's ohne Ursache* erlahmt, auch das Interesse des *denkenden* Lesers für *Reinhardt* und *Elisabeth* naturgemäss erlahmen muss? — Wie könnte ein *denkender* Leser sich für solche Leute interessiren, die gegen einander — **ohne Ursache** — fast *zwei* Jahre lang die grösste Gleichgültigkeit zur Schau tragen? —

Was *Reinhardt* betrifft, dieser geht nicht nur der Theilnahme des *denkenden* Lesers verlustig, sondern er muss auch in den Augen eines jeden *denkenden* Lesers (— leider, *gegen* den Willen, *gegen* die Absicht des Autors! —) zu einer *abstossenden, verächtlichen* Figur werden und zwar dadurch, dass ihn der Autor *zwei* Jahre lang an *Elisabeth* nicht schreiben und trotzdem im Beisein der Mutter *Elisabeth's* ein Lied vorlesen lässt, dessen Inhalt andeuten sollte, dass *Elisabeth's* Mutter daran Schuld sei, dass *Reinhardt* seine *Elisabeth* nicht zur Frau bekam. — Das ist stark! Welche Vermessenheit von Seiten *Reinhardt's*! — *Elisabeth's* Mutter wäre wahrlich von Sinnen gewesen, wenn sie einem solchen Patron zu Lieb dem *Erich* die Thür gewiesen hätte! — „Warum schwiegst Du denn *zwei* Jahre lang, wenn Dir an meiner Tochter etwas gelegen war? Warum schriebst Du während zweier Jahre nicht? — Warum hast Du *zwei* Jahre lang eine geradezu empörende Gleichgültigkeit gegen *Elisabeth* zur Schau gestellt? — Wie kannst Du die Stirn haben, die Schuld mir beizumessen?! Klage Dich selber an! — Tu l'as voulu, George Dandin, tu l'as voulu!“ — *Elisabeth's* Mutter hätte ihm mit gutem Fug und Recht eine derartige Antwort ertheilen können. —

Nicht *Elisabeth's* Mutter, nein, nicht sie trägt die Schuld, sondern *Reinhardt* und — wie wir es gesehen haben — zum Theil auch *Elisabeth*, — oder — um es endlich rund herauszusagen — die Schuld an Allem ist der *Autor* selbst! Er ist es, der auf eine gänzlich *unbegründete* und sonach *unkünstlerische* Weise das Lebensglück Beider vernichtet, indem er ihren Briefwechsel für die Dauer von fast **zwei** Jahren *ohne allen Grund, willkürlich* einstellt! — Dieses *unkünstlerische* Verfahren des Autors ist offenbar aus dem Bestreben hervorgegangen, den Schwierigkeiten vorzubeugen, die — ohne die „*zweijährige Kunstpause*“ — unfehlbar eingetreten wären. Es ist gar nicht abzusehn, wie der Autor überhaupt zu seinem Ziele gelangen d. h. *Elisabeth* in die Arme des ihr unsympathischen („*Es war mir recht zuwider, dass der fremde Mensch*“ u. s. w. S. d. 30. S.) *Erich* führen hätte können, wenn *Reinhardt* während seiner *zweijährigen* Abwesenheit an *Elisabeth* geschrieben hätte, da *Erich* auch trotz des „*famosen Kunstgriffes*“ bei *Elisabeth* ja „*zweimal vergebens angefragt*“ d. h. sich **zweimal** (!) einen Korb geholt hatte, bevor ihr Jawort erfolgte. (S. auf d. 43. S.)

Indem der Autor zu einem verwerflichen Nothbehelf seine Zuflucht nahm, zerstörte er selbst sein Werk!

Dass die vom Autor beabsichtigte Lösung durch eine gänzlich unmotivirte, willkürliche, unnatürliche „*Kunstpause*“ herbeigeführt wird, macht der Novelle „*Immensee*“ den Garaus. Nichts kann ihr helfen! Sie ist unrettbar verloren! — —

Es taucht hier unwillkürlich die Frage auf, wie „*Immensee*“ *dreiunddreissig* Auflagen erleben konnte? — Die Antwort auf diese Frage erscheint überflüssig, sobald man sich mit dem Lesepublicum *Immensee's* bekannt gemacht hat. *Immensee's* Leser lassen sich in zwei Kategorien eintheilen. Die erste bildet die *Jugend*. Ich hoffe, es wird mir Jedermann beiflichten, wenn ich behaupte, dass es thöricht wäre, bei der *Jugend* einen *kalt überlegenden kritischen Geist* vorauszusetzen und von ihr auf dem Gebiete der Dichtkunst ein *reifes Urtheil* zu erwarten. — Zur zweiten Kategorie gehören solche Erwachsene, welche die Lectüre als eine angenehme Zeitverkürzung betrachten. Den Meisten von diesen Lesern gönnt die Jagd nach irdischen Gütern während des Tages keine Muse, keine Ruhe, keine Rast, so dass sie sich am Abend nach einer Erholung sehnen, und da leistet ihnen eine Novelle vom Schlage *Immensee's*, die sich gut liest, falls das *Urtheilsvermögen* aus dem Spiele gelassen wird, vortreffliche Dienste. — Es ist selbstverständlich, dass dergleichen Leser, nachdem sie sich den ganzen Tag hindurch das Leben recht sauer werden liessen, sich kläglich abgeplagt und jämmerlich abgehetzt haben, Abends nicht mehr jene Kraft und Frische des Geistes besitzen, um *prüfend* und *urtheilend* zu lesen. — Keiner von diesen nach den anstrengenden und aufregenden Geschäften des Tages sich todmatt fühlenden und nach Zerstreuung verlangenden Lesern ist gewillt, während des Lesens eine *Denkarbeit* zu verrichten. Sie lesen im Gegentheil desshalb, um sich die Sorgen aus dem Sinn zu schlagen, um zu vergessen („*on lit pour oublier*“), um dem von früh bis zum Abend angespannt gewesenen *Verstande* die wohlverdiente Ruhe zu gönnen. Sie lesen ferner mit einer *Hast*, die jedes ruhige Dabeidenken ausschliesst, so dass *diesem* Lesepublicum gewöhnlich auch die auffallendsten Mängel verborgen bleiben. Sothane Leser lassen sich auch Ungeheimtheiten gefallen, wenn sie nur geeignet sind, die Langleiwe des enigmatischen Daseins auf eine bloss die *Einbildungskraft* beschäftigende, den *Verstand* nicht belästigende Weise zu beschwören. — Da Keiner von ihnen Willens ist, über das Gelesene nachzudenken; da Keiner von ihnen seine Urtheilskraft während des Lesens in Thätigkeit versetzen will; da es nie Einem von ihnen beifällt, sich zu fragen, ob das Gelesene *richtig*, ob es *motivirt* sei: so erklärt es sich von selbst, wie auch solche literarische Producte, welche von der unparteiischen Kritik als *verfehlt*,

als *misslungen* bezeichnet werden müssen, *zahlreiche* Auflagen unbehelligt und unbeschrien erleben können.

* * *

Sollten die *nicht denkenden* und *nicht prüfenden* Leser (die nach Millionen zählen, während die Zahl der *denkenden* und *prüfenden* Leser, leider, verschwindend klein ist!) es mir verargen, das ich so frei und offen mit der Sprache herausgehe; sollte diese meine **rücksichtslose** Freimüthigkeit, welche sich in unsrer *gedrillten*, etwas *kleinlaut* gewordenen Epoche seltsam genug ausnimmt, ihr Missfallen erregt haben: so mögen sie das folgende goldene Sprüchlein beherzigen:

„Blüthe edelsten Gemüthes
Ist die Rücksicht; doch zu Zeiten
Sind erquickend, wie Gewitter,
Goldne Rücksichtslosigkeiten.“

Was mich betrifft, so weiss ich es ebenso gut, wie jeder Andre, dass es „*vortheilhafter, lohnender*“ ist, wenn man anstatt allenthalben verhasster *Wahrheiten* Jedermann willkommene *Schmeicheleien* veröffentlicht; trotzdem stimme ich der Meinung des Schreibers folgender Zeilen bei:

„Gegenüber dem ungeheuren Schwarm von Literaten, die der Menge oder ihren Gönnern zu Munde reden, die immer nur an den literarischen Erfolg, an die günstige Wirkung auf den Leser denken, ist jeder Autor beachtenswerth, der den Muth seiner Meinung hat, der nicht um zu gefallen das Wort ergreift, sondern der eine heilige Scheu vor der Wahrheit hat und einzig desswegen redet, weil Pflicht und Gewissen ihm befiehlt, seiner Überzeugung öffentlich Ausdruck zu geben. Ein solcher Schriftsteller ist selbst dann noch uns eine wohlthuende Erscheinung, wenn wir uns nicht auf seinen Standpunkt stellen können, wenn wir seinen Ansichten unsere Zustimmung versagen müssen.“

* Druckfehler.

- Seite. 7. lies „*Reminiscenz*“ statt „*Reminiscens*.“
 „ 11. „*erschienenen*“ „*erschienen*.“
 „ 23. „*Thatsache*“ „*Tathsache*.“
 „ 32. hat der Beistrich nach *trafen* wegzubleiben.
 „ 40. lies „*schreiben*“ statt „*schreiban*.“
 „ 43. fällt die zweite Anmerkung weg.

Agnes trage keine Schuld am Morde ihres Mannes. — *Agnes* zur Schilderung eines pathologischen Vorganges **herabwürdigt**, würde entweder ohne weitere Erörterungen oder mit wenig Worten abgethan zu den anderen Vergessenen wandern, während er dagegen zwei volle Jahrzehnte hindurch in der ungarischen Literatur eine hervorragende, gewissermassen tonangebende Rolle gespielt hat. — Török's Widerlegung ist scharfsinnig und beredt; aber uns ist es unverständlich, wie man so viel Verstand, Beredsamkeit und bisweilen auch Derbheit ins Feld führen mag, um zugunsten der Volkspoesie gegen Jemand anzukämpfen, **der für dieselbe kein Verständniss hat**. Doch sind wir persönlich diesem Kampfe zu Dank verpflichtet, weil wir dadurch von der **wundervollen** Volksdichtung **Frau Agnes**, welche in schlichten Worten alle Zauber der Phantasie wiedergibt, Kenntniss erhalten haben.“

VI. „*A theatron*.“ Das Theatron. (Mit einer lith. Abbildung von Prof. Géza Zierer.) 1871. Siehe Wurzbach's „*Conversations-Lexikon*“ unter **Árpád Thewrewk** (Török).

VII. „Das älteste Bildniss Stephan Báthory's und des ungarischen Königs Ludwig des Zweiten im Berliner Museum. Nach seiner im Berliner Ungar-Verein gehaltenen Vorlesung. Prof. Árpád von Török. Mit einem Lichtdruck. Budapest, 1884.“

VIII. „*Az internatus*.“ (Das Internat. 1890.) Eine in ungarischen Hexametern geschriebene Satire, welche das in Budapest unlängst eröffnete Internat bekämpfend sich auf eine — in deutschen Kreisen, wie es scheint, unbekannt gebliebene Unterredung („*La visite dura plus d'une heure*“) beruft, die am Vorabende der Entscheidungsschlacht bei Sedan zwischen Bismarck und den französischen Internatsprofessoren zu Bar-le-Duc stattgefunden hat. Bismarck verurtheilte die monotone, enervirende, der Pflege des Kastengeistes obliegende Internatserziehung aufs Entschiedenste, wie es in den „*Mémoires de la Société des lettres, sciences et arts de Bar-le-Duc*“ zu lesen ist. — Siehe da, Bismarck bespricht sich am Vorabend der über das Schicksal zweier Nationen entscheidenden Hauptschlacht („*à la veille de l'effort suprême de la crise finale*“) mit seinen Todfeinden *ruhig* und *eingehend* über das Erziehungs- und Unterrichtswesen! — Eine erhabene Scene, welche verdient, von der Künstlerhand eines Malers verewigt zu werden, denn nirgends erscheint Bismarck grösser, als hier!

IX. „*Petőfi oder Arany?*“ („*Petőfi-e vagy Arany?*“) 1881. „Eine mit kritischer Schärfe geschriebene, aus gründlichem Studium hervorgegangene Abhandlung.“ („*Kritikai élel és széleskörű tanulmánynyal irt értekezés*.“ — „*Prot. egyh. és isk. lap*.“ 1881.)

X. „*Thierquälerei und Thierschutz*.“ 1887. — Unter diesem Titel erschien in Budapest bei der Franklin-Gesellschaft in ungarischer Sprache eine pädagogische Studie, welche eine reiche Quellenforschung zur Basis hat. — „*Thierquälerei und Thierschutz*“ zerfällt in vier Abtheilungen. Im ersten Abschnitt führt uns Professor Török das thierquälende England des vorigen Jahrhunderts, dann das thierschützende England der Gegenwart vor. Im zweiten Theil macht uns der hervorragende Gelehrte mit der Thierquälerei und dem Thierschutz in Deutschland bekannt, wo in neuerer Zeit in Bezug auf den Thierschutz bedeutende Fortschritte gemacht wurden. Der dritte Theil behandelt

200
Oesterreich. te Ungarn, und steht es nach den diesbezüglichen Ausführungen und der darin angeführten Beweise in der österreichisch-ungarischen Monarchie noch immer recht schlecht mit der Behandlung der Thiere. Der Verfasser hält dafür — und gewiss nicht mit Unrecht —, dass es vor Allem die Pflicht der Schule sei, sich der Thierwelt anzunehmen und die noch für alles Gute, Schöne und Edle empfängliche Jugend an Milde zu gewöhnen.“ („*Berliner Fremdenblatt*.“ 2. Oct. 1887.)

XI. „*A Petőfi-szobor leleplezésének emlékére. Budapest. 1882.*“ („*Zum Gedächtniss an die Enthüllung der Petőfi-Statue.*“)

„Eine interessante kritische Studie über Petőfi und seine Poesie. Der Verfasser ist ein Verehrer Petőfi's und verfügt über so viel Kenntnisse, ist so sehr in allen Theilen der auf Petőfi Bezug habenden Literatur orientirt, dass er die den grossen Dichter geisselnden Kritiker auf Schritt und Tritt verfolgt und in die Enge treibt, ihre Widersprüche, Verdrehungen hie und da wirklich mit ganzer Bravour enthüllt.“ So äusserte sich die von **Prof. Moritz Ballagi** in Budapest redigirte Wochenschrift: „*Protestáns egyházi és iskolai lap*.“ (Siehe die am 22. October 1882. erschienene Nummer.)

„Das Heft ist sehr zeitgemäss. Jetzt, da das ganze Land, ja — so zu sagen — die ganze gebildete Welt Petőfi's Namen nennt und feiert, ist es sehr geziemend, dass wir Petőfi zum Gegenstand eingehender Studien machen, damit wir ihn, den auch die Schriftsteller im Ausland für einen der grössten Lyriker der Gegenwart halten, gehörig schätzen lernen. In dieser Hinsicht ist das erwähnte Heft von **A. T.** uns sehr behülflich.“ (Siehe die am 19. October 1882. erschienene Nummer des „*Kalocsai Néplap*.“)

„Der Verfasser ist bestrebt, denjenigen gegenüber, die ihrer beschränkten Denkweise zufolge unsern **Petőfi** verkennen, den Nimbus dieses Dichters noch glänzender erstrahlen zu lassen.“ (Siehe die den 30. September 1882. erschienene Nummer des „*Pécsi Figyelő*.“)

„Da das Heft eine so schöne Studie enthält, so kann sein Unternehmen und unermüdliches Bestreben nur gelobt werden. Wir müssen diese Studie unsern Lesern schon desshalb anempfehlen, weil der Verfasser derselben auf dem Gebiete der Aesthetik viele Verkehrtheiten rectificiren berufen ist.“ (Siehe die am 21. October 1882. erschienene Nummer des „*Közművelődés*.“)

XII. „*Theognis. 1875.*“ (In ungarischen Distichen.) „Jenen Genuss, den Geistesproducte erzeugen, gewährt diese Übersetzung nicht in einem geringen Masse.“ (**Richard Garami.**)

XIII. „*Ladislau Tóth von Ungvárnémet, ein ungarischer und griechischer Dichter. 1877.*“ (Erschienen in den von der ung. Akademie herausgegebenen „*Sprachwissenschaftlichen Mittheilungen*.“)

XIV. „*Die Theatermaschinen der Alten. 1875.*“ Eine archaeologische Studie.

XV. „*Die Skene. 1876.*“ Diese Quellenstudie erschien in den von der ung. Akademie herausgegebenen „*Sprachwissenschaftlichen Mittheilungen*.“

XVI. „*Önként-e vagy önkényt?*“ 1884. Der Verfasser beweist, dass die Schreibweise „*önként*“, wie sie **S. H. Erzherzog Josef** empfiehlt, die richtige sei.



